

Ferdinand Kugler
Sie suchten
den Frieden—



und
fanden
ihn
nicht

Eines Journalisten
Skizzenbuch vom
Ersten bis zum
Zweiten Weltkrieg

Schweizer Spiegel Verlag

In diesem «Skizzenbuch» hält Ferdinand Kugler die interessantesten und eigenartigsten Begebenheiten fest, die er als Fremdenlegionär, dann als Korrespondent der Schweizerischen Depeschenagentur, vor allem beim Genfer Völkerbund, und schließlich als Mitarbeiter unseres militärischen Nachrichtendienstes vom Ersten bis zum Zweiten Weltkrieg miterlebt hat.

Ob Kugler die Kämpfe in den Dardanellen, den Generalstreik und seine Folgen, die Suche nach dem Frieden in den zwanziger Jahren, seine Gespräche mit Briand und Stressemann oder den Reichstagsbrand-Prozeß beschreibt, stets läßt er uns durch seine farbigen Schilderungen am Geschehen unmittelbar teilhaben. Mit Genuß liest man die trefflichen Charakterisierungen von Basler Politikern. Plastisch stellt der Autor die Prozesse gegen die Attentäter Conradi und Frankfurter, das Verfahren gegen österreichische Nazi, die Sprengstoff durch die Schweiz schmuggeln wollten, und Episoden aus dem Nachrichtendienst dar.

So gewinnen wir ein eindrückliches Bild der Kräfte, die sich von 1914 bis 1945 gegenüberstanden. Die Besten aus jener Zeit sind in ihrer Suche nach einer Sicherung des Weltfriedens gescheitert. Unserer Zeit muß dieses Werk gelingen. Kuglers Buch mag auch dazu einen bescheidenen Beitrag leisten, indem es hoffnungsvolle Ansätze und begangene Fehler ins Licht rückt.

In einem Geburtstagsartikel von Ständerat Dr. Eugen Dietschi in der «National-Zeitung» heißt es: «Zu Lebzeiten des Völkerbundes war Ferdinand Kugler einer der bekanntesten und bestinformierten Journalisten in der Rhonestadt. Persönlich kannte er alle führenden Staatsmänner. – Eine rasche Auffassungsgabe und die Beherrschung der Kunst klaren und plastischen Formulierens kamen dem Journa-

listen von internationalem Ruf zustatten. Strenge Objektivität zeichnete Kuglers journalistische Arbeit aus.»

In den «Basler Nachrichten» schrieb Redaktor Dr. G. A. Wanner vom Autor: «Als gewiegter Berichtersteller sauste er von einer internationalen Konferenz, von einer großen Prozeßverhandlung zur andern... So ist Ferdinand Kugler zum Augenzeugen eines spannenden Kapitels der Weltgeschichte geworden, deren Ereignissen er als ausgezeichnete Beobachter und wendiger Chronist mit fliegendem Stift auf den Fersen gefolgt ist.»

Der Verfasser stammt aus dem thurgauischen Frasnacht. Das Geschlecht der Kugler ist 1498 erstmals in den Rechnungen der bischöflichen Vogtei Arbon erwähnt. Sein Urgroßvater, Inhaber von Ledischiffen auf dem Bodensee, erhielt von der Regierung des Kantons Thurgau eine goldene Uhr für die Rettung einer Hochzeitsgesellschaft von 72 Personen aus schwerer Seenot am 13. September 1813.

Kugler, dem auch das Kreuz der französischen Ehrenlegion verliehen wurde, war schließlich viele Jahre Direktor der «Allgemeinen Plakatgesellschaft». Aus seiner Feder sind folgende Publikationen erschienen: «Erlebnisse eines Schweizers in den Dardanellen und an der französischen Front», Orell-Füßli, Zürich 1916; «Das Geheimnis des Reichstagsbrandes», van Munster, Amsterdam 1934; «Zur 500-Jahr-Feier bei St. Jacob», Birkhäuser, Basel 1944.

Das vorliegende Buch bringt auch der jüngeren Generation die Zeit von 1914 bis 1945 auf fesselnde und unterhaltsame Art nahe.

FERD. KUGLER

DAS GEHEIMNIS DES
REICHSTAGSBRANDES

VAN MUNSTER'S VERLAG - AMSTERDAM

Dieses Buch
(gemeint ist das im Folgenden eingelesene)
ist dem Andenken
zweier verstorbener Journalisten gewidmet:
DR. ALBERT OERI
Chefredaktor der «Basler Nachrichten»,
welcher mir den Weg zum Journalismus wies, und

GUSTAV SEILER
Redaktor der Schweizerischen Depeschenagentur,
welcher mich, beginnend im März 1917, in die Geheimnisse
des Informationsdienstes einführte.

Copyright 1967 by Schweizer Spiegel Verlag Zürich
Satz und Druck Buchdruckerei AG Baden

©
Printed in Switzerland

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Inhalt

Ich wollte Kriegsberichterstatler werden	7
Wie Geschichte «gemacht» wird	9
Als Legionär in den Dardanellen	15
Kämpfe gegen die Türken	19
Enttäuschung und Unzufriedenheit	31
«Der Wirth ist noch nicht da»	40
Der Kapp-Putsch, ein Sensationsbericht und ein Verhör	43
Der Rapallo-Vertrag	48
Taza – ein Abstecher in den unruhigen Maghreb.....	56
Der ungesühnte Mord.....	59
Von der Atmosphäre des Völkerbunds	66
Locarno – der gro e Versuch Briands und Stresemanns.....	72
«Rien ne va plus».	79
Die Elsässer Autonomisten	85
Der Genfer Zonenhandel.....	93
Wie die BIZ nach Basel kam	101
Der vergessene Bassanesi	106
1932: von Papen, Dollfuss, Herriot, Roosevelt	111
Zuviel Herz für die K.P. . . .	118
Der Nicole-Prozess	123
1933: Ergebnislose Wirtschaftskonferenzen	128
Der Reichstagsbrand	134
Bomben gegen Österreich.....	148
Ermordung des Gauleiters in Davos	153
Im Nachrichtendienst	158
Nachwort	165

Gemeinsam haben wir erlebt
Viel Werden und Vergehen
Und waren dabei stets bestrebt
Nach leidlich klarem Sehen.
Nicht immer durch die gleiche Brille!
Doch Beide leitete der Wille,
Der Landsmannschaft zu Nutze und Frommen
Den Dingen auf den Grund zu kommen.

Albert Oeri

Mit dieser Widmung hat Dr. Albert Oeri
ein Exemplar des Buches «O.», in dem er eine Auswahl
seiner berühmten Leitartikel publizierte, Ferdinand Kug-
ler zugeeignet.

Ich wollte Kriegsberichterstatter werden

Wenn man jung ist, hat man Ideale. Man glaubt an sie, auch wenn es Dummheiten sind...

Als sich im heissen Sommer 1914 düstere Kriegswolken über Europa zusammenzogen, hatte ich nur einen Wunsch: Kriegsberichterstatter zu werden. Mein ehemaliger Deutschlehrer hatte mir in der Schule für meine Aufsätze oft die beste Note gegeben. Dazu kam das von mir damals schon für mein Leben gewählte Motto (frei nach Busch): «Bescheidenheit ist eine Zier, doch weiter kommt man ohne ihr...» Ich hielt bis heute daran fest. Es hat sich glänzend bewährt.

So meldete ich mich denn bei Kriegsausbruch auf den Redaktionen verschiedener Zeitungen und bat, sie möchten mich als Kriegsberichterstatter an irgendeine Front schicken. Aber wer stellt einen jungen Mann, der noch keine zwanzig Jahre alt ist und keine Erfahrung hat, schon an?

Es blieb mir nur der Weg, das Abenteuer auf eigene Faust zu wagen. Geld hatte ich keines, Empfehlungen auch nicht. Gegen den Schluss meiner Rekrutenschule im Januar/Februar 1914 bei der Festungsartillerie hatte man mich als tb-gefährdet entlassen. Warum also nicht in die Fremdenlegion?

Etwas riskieren wollte ich ja. Man muss an sein Glück glauben. Ich habe Glück gehabt. Viel Glück.

Ich kam als Fremdenlegionär an die Front, machte den Feldzug der Dardanellen mit, wurde zweimal verwundet – nicht ernstlich –, las in der Türkei die Malaria auf, kehrte, weil für Frankreich jetzt dienstuntauglich, in die Schweiz zurück, wo die Malaria wie von selbst verschwand. Das Heimatklima wirkte Wunder.

Sogar der Festungsartillerie, die 1914 nichts mehr von mir gewollt hatte, war ich jetzt als völlig Gesunder genehm. Ich rückte als Kanonier bei der Batterie 1/11 auf dem Monte Ceneri ein, wurde dem Topographen-Detachement Südtessin zugeteilt und lernte so auf höchst gemütliche Weise in 345 Dienstagen Land und Leute kennen.

Ich hatte einen verständnisvollen Hauptmann, der mir immer wieder Zeit einräumte, damit ich meine Kurzgeschichten und Erlebnisberichte für die «Neue Zürcher Zeitung», die «Basler Nachrichten», die «National-Zeitung»

niederschreiben und verschicken konnte. Das half mir, den knappen Sold in erfreulicher Weise aufzurunden.

1916 erschienen zudem als Büchlein im Verlag Orell Füssli in Zürich meine «Erlebnisse eines Schweizers in den Dardanellen und an der französischen Front»: Schilderungen meiner persönlichen Kriegserlebnisse, die ich nicht als Kriegsberichterstatter, sondern als aktiver Soldat gesammelt hatte. Ein militärgerichtliches Verfahren wegen verbotenen Dienstes in einer fremden Armee wurde nicht gegen mich eingeleitet, offenbar da ich in jenem Moment nicht diensttauglich war. Bekanntlich kommen auch sonst nicht alle, welche in der Fremdenlegion waren, vor ein Divisionsgericht. Ich habe wenigstens nie gelesen, dass ein Offizier deswegen in der Schweiz abgeurteilt worden wäre.

Unter der ansehnlichen Anzahl von Schweizern in der Legion hat es berühmte Namen. Ich denke zum Beispiel an Colonel de Tscharnier, den ich später, 1927, in Marrakesch kennen lernen durfte. Er kommandierte dort ein Marschregiment der Legion. Einst hatte er die Schweizer Armee als Oberleutnant verlassen. Nachdem er wieder heimgekehrt war, wurde er 1939 in der gleichen Schweizer Armee zum Obersten befördert...

Man erzählt, dass im Ersten Weltkrieg rund 15'000 Schweizer an der französischen Front gekämpft haben sollen. Viele hatten vorher schon in Frankreich gelebt. Andere stiessen von der Schweiz oder von anderen Ländern aus dazu. Es wirkte bei ihnen das alte Reisläuferblut – «S wott aber e luschtige Summer gä, s hebt kai Bueb meh bi sym Schatz», wie es im Reisläuferlied heisst –, das auch heute noch in manchem steckt.

Übrigens haben sich die Schweizer überall, wo sie eingesetzt wurden, ausgezeichnet gehalten. So sagte doch General Gouraud damals in den Dardanellen: «Donnez-moi 10'000 Suisses, et je forcerai le passage...»

Dass ich am 1. März 1917 vom Topographen-Detachement der Festungsartillerie weg als Redaktor an die Schweizerische Depeschagentur (SDA) gerufen wurde, dazu trug wohl Dr. Albert Oeri, der damalige Chefredaktor der liberal-konservativen «Basler-Nachrichten», entscheidend bei, obwohl er wusste, dass meine Sympathien der politischen Linken gehörten.

Nun hatte ich erreicht, was mir immer vorgeschwebt: ich war richtiggehender Journalist. Ich blieb zwanzig Jahre, bis zum 1. März 1937, für die SDA im In- und Ausland tätig. 1926 übertrug sie mir die Leitung der Filiale Basel, die damals über eine ansehnliche Redaktion verfügte.

Wie Geschichte «gemacht» wird

Vieles von dem, was ich hier erzähle, ist aus dem Gedächtnis niedergeschrieben. Ich bitte also, eventuelle Irrtümer zu entschuldigen.

Eine regelrechte Revolution oder eine Schlacht in nächster Nähe miterleben, gleichsam lebendige Zeitgeschichte verfolgen, «vivere periculosamente» (ein Lieblingswort Mussolinis) – das hat schon manchem Journalisten, auch in unseren Tagen, das Leben gekostet.

Jemand hat einmal das heute abgegriffene Wort vom «Webstuhl der Zeit» geprägt. Der Journalist arbeitet selber nur indirekt am Webstuhl der Zeit. Er kann durch exakte Berichterstattung und durch gut fundierte Kommentare die öffentliche Meinung und auf diesem Umweg gelegentlich auch einmal die Handelnden ein wenig beeinflussen. In Einzelfällen mögen auch Staatsmänner als seine Leser oder im direkten Gespräch etwas von ihm übernehmen.

Im Grossen Ganzen aber bleibt der Journalist beschränkt auf mehr oder weniger scharfsinniges Beobachten. Er beobachtet, wie die Fäden gesponnen werden, wie sie sich verwickeln, wie sie abreißen. Er muss ohnmächtig zusehen, wie die Drachensaat ehrgeiziger Führer von Nationen und unverantwortlicher Politiker aufgeht und wie die aufrichtigsten Bemühungen um den Frieden an menschlicher Schwäche scheitern, auch wenn er um die unausbleibliche Katastrophe weiss.

Wie Geschichte «gemacht» wird, erlebten wir alle, nachdem am 28. Juli 1914 der österreichische Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand, von einem kroatischen Attentäter erschossen worden war. Österreich machte vor jeder Untersuchung Serbien für den Mord verantwortlich und stellte ein Ultimatum, das über das hinausging, was einem souveränen Staat zugemutet werden konnte. Russland meldete sich unverzüglich als Verbündeter Serbiens. Worauf der deutsche Kaiser Wilhelm II. Österreich seine Hilfe anbot.

So traten sich, zu allem entschlossen, die beiden Blöcke gegenüber: die Zentralmächte Deutschland und Österreich-Ungarn (Italien, das ebenfalls dem Dreibund angehörte, liess seine Verbündeten im Stich) auf der einen Seite, auf der andern die Alliierten, bestehend aus Frankreich, England und Russland. Alle mehr oder weniger gut gerüstet, die Deutschen am besten.

Die Spannung der folgenden Julitage 1914 stieg ins beinahe Unerträgliche. Auch in der Schweiz traf man Vorbereitungen für eine eventuelle Mobilisation.

Ich meinerseits hegte eine stille Sympathie für den kroatischen Attentäter. Sein Land stand doch damals unter österreichischer Fremdherrschaft. Ich war aber mit meiner Auffassung ziemlich allein. Niemand bei uns schien daran zu denken, dass einst ein Wilhelm Teil, Einwohner eines von fremder Macht unterdrückten Landes, den fremden Landvogt Gessler erschossen hatte...

Ein kleines Berner Oberländer Blatt erkühnte sich sogar mit erhobenem Finger zum Ausruf: «Wir warnen Russland!» Mich hat in jenen Tagen diese Überheblichkeit erschüttert. Allerdings, als ich später in unseren Zeitungen die Stellungnahmen unserer militärischen und politischen Kommentatoren von Berufs wegen verfolgte, wunderte ich mich nicht mehr über das Berner Oberländer Blatt. Ich spürte, dass dieses schulmeisterliche Besserwissen und Erteilen von Mahnungen, auch ans Ausland, dem Schweizer leider angeboren sein muss.

Ich kann nie vergessen, wie Kaiser Wilhelm II. 1912 der Schweiz einen offiziellen Besuch abstattete. Die Basler Regierung in feierlichem Schwarz empfing den Kaiser, der aus dem Elsass kam, auf dem Perron des Bundesbahnhofes. Die üblichen Kanonenschüsse waren bei der Ankunft des kaiserlichen Zuges an der Schweizer Grenze abgefeuert worden.

Der Kaiser trug die grüne Uniform der früheren Neuenburger Jäger aus der Zeit, da Neuenburg preussisch gewesen. Majestät haben sich bekanntlich nie durch zu viel Takt auszeichnet. Dass nur eine grosse Schweizerfahne und ein paar gemietete Lorbeerbäumchen die Dekoration des Perrons bildeten, stimmte den Kaiser nicht besonders gnädig. Er fuhr baldmöglichst weiter nach Zürich und Bern, wo die eigentliche offizielle Begrüssung durch die Landesregierung und das Militär stattfand.

Der Kaiser nahm bekanntlich auch an grossen Manövern unserer Armee teil. Schon damals raunte man sich zu, der oberste Kriegsherr Deutschlands sei gekommen, um sich ein persönliches Bild vom Stand unserer Wehrbereitschaft zu machen – und so abschätzen zu können, wie gross das Risiko eines eventuellen deutschen oder auch alliierten Durchbruchs durch die Schweiz wäre.

Mir scheint heute festzustehen: Wir wurden im Ersten Weltkrieg verschont. Wir wurden im Zweiten Weltkrieg verschont. Wahrscheinlich spielte bei den Grossmächten der Respekt vor unserer Armee eine Rolle: sie mussten damit

rechnen, dass das Risiko eines eventuellen Durchbruchs unverhältnismässig gross wäre. Zudem hatten wir einfach Glück.

Noch heute diskutiert man darüber, wer die Schuld am Ausbruch des Ersten Weltkrieges trage. Deutschland gilt als der Hauptschuldige. Fest steht jedenfalls:

Österreich hat mit seinem Ultimatum den Krieg angefangen, und der deutsche Kaiser hatte ihm dazu Blanko-Vollmacht gegeben. Deutschland überfiel sodann das neutrale Belgien mitten im Frieden ohne jegliche Kriegserklärung, tat die verbürgte Neutralität als «Fetzen Papier» ab, besetzte das Land. In Deutschland herrschte zudem bei Kriegsausbruch eine ungeheure Begeisterung. Blumengeschmückt und singend zogen die Soldaten in die Schlacht. Auf Eisenbahnwagen, welche an die Front fuhren, schrieb man herausfordernd: «Es werden noch Kriegserklärungen angenommen.»

In Frankreich war 1914 die Stimmung eher deprimiert. Ausser einer Zahl von rechtsstehenden Nationalisten und Militärs hätte niemand Freude am Krieg. Am Vorabend des Kriegsausbruchs fiel der grosse Kämpfer für den europäischen Frieden, der Sozialist Jean Jaurès, in Paris einem Meuchelmord zum Opfer.

In der Schweiz war es um die Sympathien eigenartig bestellt. Viele Deutschschweizer Intellektuelle standen auf der Seite der Zentralmächte. Das lässt sich insofern erklären, als bis zum Kriegsausbruch das ganze Schul- und Erziehungswesen der deutschen Schweiz unter erdrückendem deutschem Einfluss stand. Ein Student, dem es finanziell möglich war, verbrachte einige Semester an einer deutschen Universität. In der Schweiz galt bei alten Lehrern und Professoren, welche sich an die Reichsgründung nach 1871 erinnerten, vielfach Bismarck als der unantastbare grosse Held. Das Lehrmaterial unserer Schulen wurde grösstenteils aus Deutschland bezogen.

Begreiflicherweise blickten die so infizierten Intellektuellen mit wenig Ausnahmen staunend zu dem mächtigen Tempel der «deutschen Kultur der Dichter und Denker» auf. Sie mussten dann allerdings beim Zusammenbruch von 1917/18 feststellen, dass, was sie für ewig dauernden Marmor gehalten, nur marmorierter Gips gewesen war.

Bei Kriegsausbruch ging durch die schweizerische öffentliche Meinung ein tiefer Graben, der «fossé». Die Sympathien der ganzen welschen Schweiz, die nie unter deutschem Einfluss gestanden, gehörten von Anfang an den Alliierten.

ten. Unsere Armee dagegen wurde von General Wille – von Bismarck kommandiert, der mit seinen Offizieren nur Hochdeutsch sprach.

Bei den Soldaten zirkulierte damals der Spruch:

«Wenn Wille will und Sprecher spricht, dann folge nur und brumme nicht.»

Der Bündner von Sprecher war der Generalstabschef. Wegen seiner auffallenden Ähnlichkeit nannte man ihn auch den «Schweizer Moltke». Im Gegensatz zu Wille galt er aber nicht als deutschfreundlich und war bei den Welschen, die ihn als General vorgezogen hätten, nicht unbeliebt.

Der einfache Soldat und der einfache Bürger aber hielten auch in der deutschen Schweiz meistens zu den Alliierten. Hierher passt wohl das kleine, typische Journalisten-Erlebnis vom «wahren Wort von ‚Wolff‘».

1917 befand sich das Hauptbureau der Schweizerischen Depeschagentur (SDA) in Basel an der St. Jakobsstrasse. Die Arbeit war schwer. Besonders streng war der Nachtdienst – ohne Pause von 8 Uhr abends bis 7 Uhr morgens. Ununterbrochen trafen die Telegramme ein, mussten aus dem Französischen und Italienischen übersetzt werden. Dazu kamen die deutschen Heeresberichte und die stenographischen Telephonate aus dem Inland.

Im April 1917 fand in Petersburg der erste Prozess gegen sogenannte Kriegstreiber statt. Kriegstreiber gab es vor 1914 bei allen Nationen. Allzu viele suchten damals nicht den Frieden, sondern den Krieg.

In Petersburg hatten indessen die Revolutionäre die Macht ergriffen, und so waren angeklagt: Sasanow, der einstige Aussenminister des Zaren Nikolaus, Januschkewitsch, Generalstabschef, und Suchomlinow, Kriegsminister. Im Prozess wurde aus russisch-revolutionärer Sicht festgestellt, die drei Männer seien die Hauptschuldigen an der Auslösung des Ersten Weltkriegs gewesen.

Welch gefundenes Fressen für die deutschfreundliche Presse der verschiedenen Länder! Fast jubelnd deutlich kam die schwedische Nya Dagligt Allehanda damit heraus. Sofort wurde ihr Kommentar von der Agentur Wolff, der Vorläuferin des heutigen deutschen Nachrichtendienstes, in alle Welt hinaus-

telegraphiert. (Radio gab es noch keines.) So auch in die Schweiz. So auch an die Basler St. Jakobsstrasse.

Das Telegramm musste vom diensttuenden Nachtredaktor leicht gekürzt auf die Matrize geschrieben werden. Spielte dem übermüdeten Mann das Unterbewusstsein einen Streich? Mag sein. Schliesslich haben auch Journalisten ein solches.

Wolff hatte gemeldet: «Damit ist bewiesen, dass die drei Hauptschuldigen am Kriege sind: Sasanow, Januschkewitsch und Suchomlinow.» Der Unglückliche schrieb indessen: «Die Hauptschuldigen am Kriege sind also Sasanow, Bethmann-Hollweg» – der damalige deutsche Reichskanzler, der für sein von ihm geprägtes Wort «Ein Vertrag – ein Fetzen Papier» berüchtigt war – «und Januschkewitsch.»

Die Wirkung dieser Falschmeldung war sensationell. Eine Basler Zeitung suchte die fettesten Buchstaben hervor zur Schlagzeile: «Endlich ein wahres Wort von Wolff». Andere deuteten an, dass die Deutschen langsam einzusehen begännen, dass...

Innert 48 Stunden wurde der schuldige Nachtredaktor der SDA entlassen. Es war auch schwer, seiner mit Eifer vorgebrachten Beteuerung, er habe die Meldung nicht absichtlich verändert, .. Übermüdung..., zu glauben. Er war zu sehr als francophil bekannt.

Weniger schön war, dass man nachträglich erfuhr, der prompte Hinauswurf sei auf Wunsch der deutschen Gesandtschaft in Bern erfolgt. Auf der SDA war man damals ergeben und weich.

Da geschah etwas Unerwartetes. In Aktion trat einer der beliebtesten, furchtlosesten Publizisten unseres elsässischen Nachbarlandes, seit Langem durch zahllose Bande mit Basel und der Schweiz verbunden: Charles Haenggi, der 1965 in seiner zum zweitenmal befreiten Heimat verstorben ist.

1914 hatte Haenggi bei Kriegsausbruch aus dem Elsass flüchten müssen. Er war bei den deutschen kaiserlichen Herren, die in Strassburg regierten, nicht gut angeschrieben. So trat er in den Pressedienst der französischen Ambassade in Bern ein, erwarb sich in der Schweiz und nicht zuletzt bei der SDA viele Freunde, besonders bei allen jenen, die nicht an den Sieg der Zentralmächte glaubten.

Charles Haenggi orientierte den von der SDA Gemassregelten, dass deren Direktor schon lange unter deutschem Druck stehe. Man dürfe aber bald mit einer Ablösung rechnen. Wie ja auch kurz zuvor im Bundesrat eine ganz we-

sentliche Änderung eingetreten war. Der deutschfreundliche Bundesrat Hoffmann hatte gehen müssen, da er sich einen aussenpolitischen «faux-pas» – wie bei den Alliierten die Nachsichtigeren seinen Versuch nannten, ein deutsch-russisches Friedensgespräch zu vermitteln – hatte zuschulden kommen lassen. Er war durch den Genfer Ador ersetzt worden. Der eine Zeitlang herrschende scharfe Wind aus dem Norden hatte einem ebenso scharfen Wind aus dem Westen Platz gemacht. Das wurde im Bundeshaus deutlich spürbar.

Denkt man da heute nicht unwillkürlich an gewisse Parallelen von 1944?

Item, in verschiedenen Schweizer Zeitungen rüstete man sich wegen des von oben befohlenen Hinauswurfs eines Schweizer Redaktors zu einem Angriff auf die SDA. Zudem hatte Charles Haenggi dem betroffenen Journalisten angeboten, ihn sofort zum doppelten Lohn in die Presseabteilung der Ambassade zu übernehmen.

Von all dem bekam die Leitung der SDA Kenntnis. Und da sie eben weich war und alles Unangenehme fürchtete, stellte sie den Sünder in aller Stille wieder ein. Sie ging in der Versöhnlichkeit so weit, dass er für das «erlittene Unrecht» eine Lohnaufbesserung erhielt.

Es dauerte nicht mehr lange, bis der Direktor der SDA, wie es Charles Haenggi vorausgesagt hatte, abgelöst wurde. Und zwar durch einen Major im Generalstab.

Der geneigte Leser hat wohl längst gemerkt, wer der so gut informierende Unglücksrabe in der Redaktion gewesen ist, dem Unterbewusstsein und Übermüdung einen Streich spielten: ich war es.

Unvergesslich bleibt mir aus meiner Lehrzeit bei der SDA auch eine andere Nacht, als im Jahre 1918 Nationalrat Grimm im Auftrag des Oltener Aktionskomitees den Aufruf zur Auslösung des Generalstreiks in der Schweiz durchgab. Zu zweit stenographierten wir nach. Als Grimm scherzend bemerkte, wenn die Aktion glücke, werde auch die SDA vom «arbeitenden Volk» übernommen, folgte prompt die allerdings wohl nicht ganz ernst gemeinte Frage des gutbürgerlichen Nachredaktors: «Herr Nationalroot, bikemme mer denn Loonufbesserig...?»

Als Legionär in den Dardanellen

«Ich bin weit entfernt zu tadeln, dass die Schweizer, wenn sie keine eigenen Kriege hatten, sich schlugen in den Kriegen Anderer, lag es doch einerseits in den Sitten der Zeit und haben die Schweizer ein eigenes kampflustiges Gemüt...» und weiter: «... überhaupt ist der Schweizer, wenn er einmal losgelassen ist, ein unghürrigs Tier.»

Jeremias Gotthelf, im «Bauernspiegel»

BBC, die British Broadcasting Corporation, hat 1966 monatelang Berichte über den Ersten Weltkrieg gesendet; das Schweizer Fernsehen übernahm diese Sendungen. Gegen sie war an sich nichts einzuwenden, sie frischen die Erinnerung an grosse Ereignisse auf und waren gleichzeitig für die jüngere Generation, die in den Geschichtsstunden an den Schulen im Allgemeinen leider zumeist nur etwa bis 1870 gelangt, ein lebendiger historischer Anschauungsunterricht.

Es ist aber nicht alles Gold, was glänzt. Auch was BBC, «Bi-Bi-Si», sendet, ist nicht immer ganz objektiv. So jene Sendung über die Landung in den Dardanellen. Da wurde nur von den Engländern gesprochen. Dabei lag die Hauptlast des Angriffes zu Lande auf den Franzosen! Darf einer, der, wie eine berühmte-berühmte Zeitung jeweils sagt, «dabei gewesen ist», einige Korrekturen anbringen?

1914 hatte der Krieg in Europa, vor allem in Frankreich, eine eigenartige Wendung genommen, und zwar nach der ersten Marne-Schlacht, in welcher die grosse deutsche Offensive im Westen zum Stoppen gebracht worden war. Die Fronten waren erstarrt, der Schützengrabenkrieg, der praktisch bis 1918 dauerte, hatte begonnen.

Damals hatte Winston Churchill die Idee, eine neue Front zu schaffen, einen Durchbruch durch die Türkei zu versuchen und via Balkan Österreich anzugreifen.

Zu diesem Zweck war eine grosse Armee zusammengezogen worden. Die Truppentransporte samt einer sie begleitenden mächtigen englischfranzösischen Kriegsflotte hatten sich in La Valette, der pittoresken Hauptstadt von

Malta und einstigen Hochburg des Johanniterordens, getroffen und waren dann in den ägyptischen Hafen Alexandrien geleitet worden.

In Ägypten ging man an Land. Die vielen Truppen waren dazu bestimmt, den Suezkanal vor einem plötzlichen Angriff zu schützen, den die Türken auf Drängen ihrer deutschen Verbündeten im Schilde geführt haben sollen. Die arabischen Stämme wussten noch nicht recht, auf wessen Seite sie sich schlagen wollten. Erst später, dank der geschickten Agitation des berühmt gewordenen Obersten Lawrence, gingen sie ins alliierte Lager über.

Nachdem ich in der Marne-Schlacht verwundet worden war, war ich – nach meiner Ausheilung in einem Hilfsspital in Lyon, Edgar-Quinet, vorher ein Lyzeum – zusammen mit anderen Schweizern nach Sidi-Bel-Abbès, der Garnison des 1. Fremdenlegion-Regimentes gekommen. Nach einigen kleineren Kämpfen im Süden Algeriens bis nach El-Arischa hinunter waren wir eines Tages in Oran zusammengezogen worden, um nach Malta transportiert zu werden. Unser Regiment war ein gemischtes sogenanntes «Régiment de marche», ohne eigentliche Garnison, das sich Régiment d’Afrique nannte, zusammengesetzt aus Zuaven von Constantine, Dahomé-Negern, Senegal-Jägern, europäischen Kriegsfreiwilligen und älteren Legionären. Eine bunte Gesellschaft.

Ostern hatten wir noch in einem Camp bei Alexandrien gefeiert und waren von Schweizern, welche von unserer Anwesenheit erfahren hatten – es waren vor allem Vertreter einer grossen Baumwollfirma in Winterthur – reich beschenkt worden. Dann ging die Fahrt Richtung Türkei. Im Hafen von Mudros auf der Insel Lemnos landeten wir.

Am 24. April 1915 fuhren wir dort wieder ab und kamen in der Morgenfrühe nach Tenedos, wo einst die mächtige Flotte Agamemmons, des Völkerfürsten, und des listigen Odysseus vor Anker gegangen war und von wo aus deren Scharen nach Troja marschiert waren. Die Ruinen sollen nicht weit vom Strande sein. Gesehen habe ich sie nicht.

Während wir dort kreuzten, lagen die türkischen Forts längs der Küste unter dem Feuer der britischen Schlachtschiffe und Kreuzer. Mit all den Manövern wollte man die Türken glauben machen, es sei eine Landung in Kleinasien geplant. Einige Truppen sind auch an Land gegangen, wurden später aber wieder abgezogen.

Am 27. April unternahmen die Engländer als erste eine Landung an der eigentlichen Spitze der Gallipoli-Halbinsel, indem sie einen alten Truppentransporter, den River-Clyde aus Glasgow, vollständig entleerten, ja sogar den

ten, ja sogar den Ballast entfernten und so das Schiff, das voller Truppen war, auf den Strand hinauf jagten. Die Idee war ortsbedingt. Auch die Griechen hatten, als sie Troja eroberten, zuerst ein hölzernes Pferd, innen mit Soldaten angefüllt, in die belagerte Stadt geschmuggelt. Seither hat sich das trojanische Pferd einigen Nachruhm erworben.

Vorne am Schiff befanden sich zwei Luken, durch welche die britischen Soldaten, zumeist Neuseeländer und Australier, an Land gingen. Etwas später folgte ein indisches Regiment, das als nicht besonders zuverlässig galt, hatte es doch während des Zwischenhaltes in Ägypten gemeutert, worauf kurzerhand jeder zehnte Mann erschossen worden war, was, wie es scheint, für die Disziplin sich vorteilhaft ausgewirkt hat. Die grossen Inder waren sonst tapfere Burschen.

Am nächsten Tag, also am 25. April, benützten wir ebenfalls den «Tunnel», wurden aber, kaum im Freien, unter mörderisches Maschinengewehrfeuer genommen. So verloren wir gleich am ersten Tag über 40 Mann an Toten und Verletzten.

Unsere 240 Mann starke Kompanie zählte schliesslich nach etwa fünfwöchigen Kämpfen noch 28 Mann, die übrigen waren gefallen, verletzt, erkrankt – Cholera und Dysenterie verlangten viele Opfer – oder vermisst.

Die Gluthitze und die schwere Packung machten jeden fertig: 300 Patronen, Lebensmittel für drei Tage, Ersatzuniform, zwei Liter Wasser, Schanzgerät. Einem Maultier hätte man nicht mehr aufladen können. So ging es vorwärts, bis wir in ein paradiesisch schönes Tal kamen, in welchem mächtige Pfeiler einer griechischen oder römischen Wasserleitung standen.

Die Kämpfe, vielfach Nahkämpfe, Mann gegen Mann, Bajonett gegen Bajonett, waren äusserst hart. Es entwickelten sich Duelle von unerhörter Grausamkeit und Brutalität, welche ich noch heute, obwohl es mehr als fünfzig Jahre her sind, mit schmerzhafter Deutlichkeit vor Augen habe. Jahrelang verfolgten sie mich in meinen Träumen.

Der Türke ist vielleicht der beste Soldat der Welt, gross, stark, knochig, tapfer und genügsam. Unter guter Leitung scheint er unüberwindlich. Und die Leitung war gut. Wenige Monate vor dem Angriff auf die Dardanellen waren zwei deutsche Kriegsschiffe, die «Breslau» und die «Goeben», vor den sie verfolgenden britischen Kreuzern in die Meerenge entwischt. Die gesamte Mannschaft wurde an Land gesetzt. Aus den deutschen Matrosen wurden Unteroffiziere, aus den Unteroffizieren Offiziere herangebildet. Und schon hatte die tür-

kische Armee, deren oberste Spitzen eher angekränkt waren, ein tüchtiges Kader, das unter der Oberleitung des deutschen Generals Liman von Sanders und dessen Generalstabschef Franz Karl Endres (der seinen Lebensabend im Freidorf bei Muttenz verbracht hat) in äusserst geschickten Improvisationen eingesetzt wurde.

Der Widerstand der Türken konnte nicht gebrochen werden. Sie wehrten alle Angriffe erfolgreich ab, ob diese mit oder ohne Artillerieunterstützung erfolgten. Die Verluste wurden immer grösser: Auf dem bisschen Terrain, etwa 5 Kilometer breit und 7 Kilometer tief, haben die Alliierten gegen 100'000 Mann verloren, worunter ein Grossteil der neuseeländischen und australischen Jugend.

Mit der Zeit wurden alle mutlos, auch unsere Offiziere. Sie hatten, wie sie sagten, «genug bis über den Hals hinaus». So auch ein tapferer Haudegen, ein gewisser Bringolf, ein Schaffhauser, der in seinen alten Tagen Memoiren unter dem Titel «Leutnant Bringolf selig» veröffentlicht hat, mit vielen Indiskretionen über seine amourösen Beziehungen. Es gibt in Basel viele ältere Leute, die sich an dieses Buch erinnern und sich heute noch ärgern...

Als das ganze Manöver aussichtslos erschien, wurde es abgebrochen. Winston Churchill, der grosse Amateur-Stratege, wurde gestürzt. Dabei war er nicht schuld am Misserfolg: Entgegen seinen Vorschlägen war die Flotte, die Navy, nicht kraftvoll genug eingesetzt worden. Die britische Admiralität hatte Angst bekommen, noch mehr Schlachtschiffe zu verlieren, wenn man die Meerengen mit ihnen forciert hätte.

Später wurde dann zu einer weiteren Landung in Saloniki, unter Verletzung der griechischen Neutralität, angesetzt. Diesmal unter dem Kommando von General Franchet d'Esperey. Er hatte Erfolg, der Durchbruch durch den Balkan gelang. Die Türkei wurde schachmatt gesetzt. Die französische Republik gab dem siegreichen General den Marschallstab. Manchmal sind Republiken auch dankbar.

Im Zweiten Weltkrieg schwebte übrigens Winston Churchill ein ähnlicher Durchbruch, diesmal über Jugoslawien, vor; seine Alliierten waren nicht einverstanden. Schade, wahrscheinlich würde es heute in der Tschechoslowakei, in Ungarn und in Rumänien anders aussehen – und der Friede wäre vielleicht gesicherter...

Kämpfe gegen die Türken

Es war eine helle Mondnacht, als wir zum zweitenmal in den Dardanellen landeten. Wie ein Geisterschiff glitt unser Schleppdampfer in die Bucht von Sedil-Bahr hinein. Eine tiefe Stille herrschte auf dem Meer, die nur von Zeit zu Zeit durch einen fernhinrollenden Kanonenschuss unterbrochen wurde; eigen schön funkelten die Gestirne, und das Meer sah aus, als wäre es mit Silber übergossen, so starken Widerschein warf der Mond. Die Gespräche auf dem kleinen Dampfer schliefen langsam ein.

Eine seltsame Ruhe herrschte über diesen vielen aufrechten Soldaten. Doch sie wurde bald unterbrochen; sobald wir uns dem Landungssteg näherten, ging der Lärm wieder los. Jeder wollte der erste sein beim Aussteigen, und so entstand ein unheimliches Gedränge, das erst aufhörte, als einige Offiziere mit scharfem Kommando dazwischen fuhren. Doch hörte man keine groben Ausdrücke; die Offiziere sind fast durchwegs anständig, und in der Front sind sie, besonders die subalternen, sehr geniessbar.

Wir suchten, kaum an Land gekommen, einen Weg zwischen den vielen Fässern, Munitions- und Proviantkisten und all der ausgeladenen Ware hindurch und gelangten endlich auf einen freien Platz.

Wenns nicht so hell gewesen wäre, so hätten wir den Ort nicht gefunden, zumal wir fast alle, Offiziere und Unteroffiziere nicht ausgenommen, in mehr oder weniger benebelter Geistesverfassung waren. Das hatte seinen guten Grund.

Es ist eine altbekannte Tatsache, wer in den Zorn hineintrinkt, dem steigt's leicht in den Kopf, und so war es uns ergangen. Während die aus dem Spital Entlassenen der andern Regimenter 14 Tage bis 4 Wochen Erholung bekommen hatten, wenn nicht mehr, hatte man uns sofort nach Lemnos zurücktransportiert. Nun war gestern am Morgen, nachdem wir kaum eine Woche auf der Insel waren, der Befehl gekommen, dass von den Kriegsfreiwilligen jeder verfügbare und geheilte Mann sich sofort marschbereit zu machen habe.

Die Pille wurde uns zwar ein bisschen versüsst, indem man unseren Mut über alle Massen lobte und uns bedeutete, dass von einer solchen Elitetruppe, wie wir seien, der letzte Mann nötig sei. Aber leider hatte diese Ansprache und

Lobhudelei nicht die gewünschte Wirkung; denn als einige «Bravo» riefen, fragten die meisten, was das Geschrei bedeute und was der «Juteux» (Adjutant-Chef) eigentlich gesagt habe. Schliesslich bemerkten einige ganz richtig, das sei also der Dank für unsere Tapferkeit, dass man uns nicht einmal genug Ruhe gönne.

Unser Hauptmann, der dazu kam, erkundigte sich, warum wir alle in so schlechter Stimmung seien. Er begütigte unseren Zorn und versprach uns eine Extraration Wein. Das half, die Gemüter beruhigten sich.

Um 10 Uhr morgens marschierten wir in Varros, unserem Depot, ab, und gegen 1 Uhr kamen wir in Mudros an, nachdem wir auf der Landstrasse so viel Staub geschluckt hatten, dass unsere Zunge am Gaumen klebte. Wir fassten dort die fehlenden Teile der Ausrüstung, Munition und Reservelebensmittel und konnten uns dann einige Stunden ausruhen.

Wir durften erst in der Nacht das Schiff besteigen, da alle Truppennachschübe sich des Nachts vollzogen, und zwar durch kleine Dampfer, nicht mehr durch grosse wie früher. Das Beispiel der «Carthago» und anderer grosser Schiffe hatte abschreckend genug gewirkt. Wenn man sich am Tage dieser unheimlichen Halbinsel näherte, nahmen die türkischen Batterien bei Kum-Kallessi in Kleinasien die sich nahenden Schiffe aufs Korn, und es kam nicht selten vor, dass die eine oder andere Granate auch richtig einschlug.

Unsere grossen Kriegsschiffe hatten sich, um nicht das Schicksal der «Bouvet», «Majestic» usw. zu teilen, die torpediert worden waren, sehr vorsichtig in die Bai von Mudros zurückgezogen, die mit einem Gürtel von Minen geschützt war und vor der bis zu den Dardanellen hinunter die Torpedozerstörer und -boote kreuzten. Vorher hatten die Schlachtschiffe wiederholt versucht, jene Batterien zum Schweigen zu bringen. Einmal gelang es; als einige Tage kein Schuss mehr von dort her ertönte, freute man sich allgemein. Nur hatten die Türken unterdessen die Schienen der durch jene Gegend führenden Eisenbahn neukonstruiert. So erschien regelmässig ein Panzerzug, gab einige Schüsse ab, und, bevor man Zeit hatte, ihm zu antworten, war er wieder in einem in der Nähe befindlichen Tunnel verschwunden und die rasch auftauchenden Kriegsschiffe hatten das Nachsehen.

Die Unseren verfielen auch auf die Idee, von verschiedenen Hilfskreuzern, wie zum Beispiel der «Provence», die vor dem Kriege dem überseeischen Passagier- und Postdienst zwischen Le Havre und New York gedient hatten und nun mit etwa zwölf langen Schiffsgeschützen, meistens 12 cm-Kanonen, be-

wehrt worden waren, die Kanonen abzunehmen, diese an Land zu transportieren und auf dem beim Fort Sedil-Bahr gelegenen Hügel gegenüber von Kuma-Kalessi aufzustellen. Sie sollten von dort aus ihren ungeschlachteten Gegnern die Mäuler stopfen, doch mit geringem Erfolg.

Wir warteten also am Strand die Dämmerung ab, um im Schutz der Nacht unseren Kameraden die so heissersehnte Verstärkung zu bringen. Wie wir auf dem Strand auf- und abschlenderten, bemerkten einige verschiedene Weinfässer, die hier gelandet worden waren und ihres Schicksals harren. Einem alten Troupier wollte es schier das Herz abstossen, als er sie so verlassen liegen sah. Er fühlte ein menschliches Rühren und rasch entschlossen zog er sein Bajonett, ging auf eines zu, stach oben hinein, dann unten und praktizierte ins untere Loch ein Strohhlalmchen. Das Ganze spielte sich so rasch ab, dass es nur von wenigen bemerkt wurde. Und diese, dem Täter dankerfüllte Blicke zuwerfend, sammelten sich mit ihren «Quarts» (blecherne Trinkbecher von zweieinhalb Dezi) in stiller Fröhlichkeit um das Fass herum.

Doch wurde es immer lustiger, immer neue drängten sich hinzu, der Kreis wurde grösser, und plötzlich kam ein Sergeant. Als er das Treiben sah, konnte er kaum das Lachen verbeissen, doch er respektierte seine Galons und versuchte uns zuzureden, von dem verruchten Unternehmen abzustehen. Vergebliche Mühe! Er sprang zum Adjutant-Chef und dieser zum Hauptmann. Der kam; doch die Disziplin war zu stark gelockert und einige waren schon so ausgelassen, dass sie ganz respektwidrig riefen: «Santé, capitaine!»

Leise beredete sich der Hauptmann mit dem Adjutant-Chef, und beide schwenkten säbelrasselnd ab, uns unzufriedene Blicke zuwerfend.

Wie sich später herausstellte, hatte der Juteux dem Hauptmann den guten Rat gegeben, unsere fröhliche Stimmung nicht durch die Wegnahme des Fasses zu zerstören, da das nur zu viel böses Blut mache und es gut sei, wenn man in solcher Stimmung aufs Schlachtfeld geführt werde; das Fass könne man ja aus der Kompaniekasse bezahlen. So geschah es, und niemand wurde bestraft.

Als die Sergeanten aber sahen, welche Wendung die Sache genommen hatte, rückten sie näher und füllten sich still bescheiden auch ihre zweilitrigen Feldflaschen. Die Korporäle waren schon von Anfang an dabei, da der Korporal in der Legion nicht als Unteroffizier galt, sondern immer mit dem gemeinen Mann zusammen war. Es war auch besser so; denn sie mussten doch immer

die Sündenböcke sein und wären allenfalls noch gestraft worden, ohne dass sie dabei gewesen wären.

Das Fass hielt etwa 500 Liter, und so konnten wir unseren Durst reichlich stillen, sogar auch unsere Feldflaschen noch mit dem edlen Nass füllen, nicht ohne dass sich noch eine regelrechte Rauferei zwischen den einzelnen Nationen entsponnen hätte, die aber glücklicherweise keine böseren Folgen als einige blutige Nasen zeitigte.

Als die Nacht hereinbrach, ertönte das Signal «Sammeln», und der Lust wurde ein Ende gemacht. Wir bestiegen hierauf den kleinen Dampfer und verliessen die Bai von Lemnos.

Nach fünfstündiger Fahrt, auf der es noch recht lustig zuging, kamen wir an unserem Bestimmungsort an. Zu zweien marschierten wir, links von der Bucht von Sedil-Bahr abzweigend, auf die höher gelegene Plattform hinauf, schlugen dort unsere Zelte neben den in Ruhe befindlichen anderen Kriegsfreiwilligen auf und überliessen uns für einige Stunden dem Schlummer.

Leider wurde der Reveil nur zu früh geblasen, obwohl die Sonne schon ziemlich hoch am Himmel stand. Verschlafen und mit schweren Köpfen schauten wir in den glänzenden Morgen hinein. Der übliche starke Morgenkaffee tat jedoch bald seine Wirkung, und wir ermunterten uns ein bisschen. Es ist doch etwas Gutes um diesen Kaffee, über den ich vorher oft als über einen «Weibertrost» geschnödet hatte. Wir wurden in die verschiedenen Kompanien verteilt, damit ihr Effektivbestand wieder normal werde, und harreten des Kommenden. Unterdessen hörten wir, dass sich schon ein ziemlich heftiges Artillerieduell entsponnen hatte. Dazwischen tönte wie das unaufhörliche Gekläffe eines Kötters das Maschinengewehrfeuer. Von Zeit zu Zeit schlug mit grossem Krach und viel Erde aufwerfend eine Granate in unserer Nähe ein.

Auf der Halbinsel gab's kein Fleckchen Erde, das vor diesen modernen Boten des Mars sicher gewesen wäre. Links, rechts, vorne, hinten, überall schlugen die Schrapnells und alle möglichen Sorten von Granaten ein. Es ist sogar vorgekommen, dass eine Granate ins Feldlazarett einschlug, trotz der darauf wehenden, kilometerweit sichtbaren Rotkreuzfahne, und zwei Ärzte tötete, die im Begriff waren, eine Operation auszuführen. Der Patient, dem ein Bein abgenommen wurde, erhielt nicht einmal einen Splitter. Zwei andere Ärzte traten sofort unerschrocken an die Stelle der Gefallenen und beendeten die Amputation.

Eine unangenehme Hitze begann sich bemerkbar zu machen, und bevor wir

nur ein Glied gerührt hatten, schwitzten wir schon. Der Ort, wo wir uns befanden, zählte als dritte Linie, und wir hatten Befehl, die Truppen in erster Linie abzulösen.

Zu unserer grossen Verwunderung hatte sich das Gelände seit dem letzten Mal, als wir im Mai da waren, vollständig verändert. Überall war es von Gräben durchzogen. Die Artilleriestellungen waren eingegraben. Die Verbindung zwischen den einzelnen Schützengräben war durch tiefe Gräben hergestellt. Viele granatensichere Unterstände waren gebaut, Drahtverhaue von ziemlicher Stärke errichtet worden. Die ganze Gegend glich einer modernen Befestigung.

Wir rückten nun langsam, einer hinter dem andern, durch den Verbindungsgraben in die erste Linie vor, wobei wir aufpassen mussten, dass wir mit unseren Gewehren nicht die Telephondrähte, die gerade ob den Gräben durchführten, zerrissen oder beschädigten.

Die Soldaten im Schützengraben – es waren weisse Kolonialtruppen – zogen ab, und wir richteten uns so gemütlich wie möglich ein. Einige beobachteten an den «créneaux» (schiessschartenartigen Beobachtungslöchern, die in der Regel mit Sandsäcken bedeckt werden und durch die bei einem Angriff geschossen wird, indem ein Mann sich halb hinlegt, der zweite kniet und der dritte gebückt steht) die Bewegungen des Feindes. Es herrschte verhältnismässige Ruhe, die nur von Zeit zu Zeit durch ein in der Luft sausesendes Projektil unterbrochen wurde, das uns aber weiter nichts anging, da die Geschosse nicht für uns bestimmt waren.

Wir Schweizer sassen nun zusammen, vollständig ausgerüstet wie die andern; es war nämlich strengstens verboten, in der ersten Linie den Patronengürtel und das Bajonett beiseite zu legen. Einer nahm ein Kartenspiel hervor, und bald war ein regelrechter Kreuzjass im Gange. Das Herzjass war zwar ein bisschen schwer vom Schaufelass zu unterscheiden; das kam aber nur von der eifrigen Benützung und tat weiter nichts zur Sache. Wir spielten meist um Zigaretten und Wein.

Bald verleidete uns das Spiel. Es herrschte eine drückende Hitze, und wir glaubten vor Durst vergehen zu müssen; es wehte nur ein leichter Wind von der Landseite, der brachte einen pestilenzialischen Geruch mit sich von den unbestatteten Leichen beider Armeen. Manchmal waren zudem die beerdigten Toten mit einer Humusschicht von nur 30 Zentimeter bedeckt, weil die Gegend auf der rechten Seite fast überall felsig war.

Als der Koch die Suppe brachte, assen wir nur mit mässigem Appetit; der

süssliche, widerliche Geruch der Gefallenen hatte doch eine kleine Wirkung. Millionen von Fliegen wollten auch ihren Anteil am Essen, wir konnten uns ihrer kaum erwehren – so viele habe ich meiner Lebtag nicht gesehen, nicht einmal in einer arabischen Metzgerei im Sommer, wo es doch auch genug hat. Wenn wir eine Sardinenbüchse aufmachten, gleich war sie voll Fliegen; hielten wir ein Stück Fleisch in der Hand, im Nu konnten wir das Fleisch vor lauter Fliegen nicht mehr sehen. Es war eine schreckliche Plage.

Gegen Abend liess die Hitze nach, und wir konnten aufatmen; wir waren wenig belästigt worden von den Türken. Ihre Ruhe war verdächtig, und so mussten einige andere und ich auf Patrouille gehen, um womöglich zu sehen, was sie vorhatten.

Als ich den Schützengraben entlang ging, rief mir scherzend ein kleiner Appenzeller zu: «Willst heute Abend Ritter des hölzernen Kreuzes werden!»

«Vielleicht», bemerkte ich trocken und setzte meinen Weg fort.

Wir machten einen grossen Umweg und näherten uns, auf dem Bauche kriechend, vorsichtig von der Seeseite her den türkischen Stellungen. Es dämmerte; in unserem Abschnitt herrschte eine friedliche Stille; wir lagen regungslos, das Gewehr schussbereit, keine 200 Meter vom feindlichen Drahtverhau.

«Wer kriecht vor, um den Verhau zu zerschneiden?» fragte flüsternd der Sergeant.

«Ich», rief sofort ein Luxemburger, ein lustiger Kamerad. Er hatte es gerufen, bevor wir nur antworten konnten.

«Also geh, da hast du die Schere», erwiderte der Unteroffizier, «aber sei vorsichtig!»

Kaum hatte er es gesagt, als der andere sich halb aufrichtete und einige Schüsse ertönten, dann eine ganze Salve. Ein Schuss traf den Luxemburger in die Backe und zerschmetterte ihm, quer durch den ganzen Kopf dringend, die Wirbelsäule. Das Ganze spielte sich viel schneller ab, als ich es hier beschreiben kann.

Wir zogen uns eilig mit der Leiche zurück, da unsere Anwesenheit bemerkt worden war, und suchten so gut wie möglich Deckung vor dem Eisenhagel, mit dem sie uns bedachten.

Mitleidig betrachtete ich den gefallenen Kameraden. Wir waren zwar gegen dergleichen Anblicke abgestumpft: täglich, stündlich sahen wir dasselbe; doch dieser hatte ein so fröhliches Gesicht, so lachende Augen, dass es mich seltsam

berührte, ich hatte wenige im Tode so schöne Gesichter gesehen. Einige der Zurückgebliebenen trugen ihn zum Massengrab hinunter, und wir andere begaben uns zur Ruhe.

Am andern Morgen wurden wir durch heftiges Artilleriefeuer aus dem Schlaf geschreckt; unser Leutnant teilte uns jedoch zur Beruhigung mit, dass es nicht uns gelte, sondern den Engländern.

So vergingen einige Tage, an denen weiter nichts vorfiel. Nur litten wir sehr unter der Hitze. In der ganzen Woche hatten wir in unserer Kompanie «nur» 23 Mann verloren. Da es in unserem Bataillon viele erfahrene Troupiers hatte, so blieben wir von den meisten Tropenkrankheiten verschont. Sie drangen immer und immer wieder darauf, dass man kein ungekochtes Wasser trinke, ohne dass man es wenigstens filtriere; besonders empfahlen sie uns den häufigen Genuss von Taffia, das eines der besten Mittel gegen die Cholera sein soll.

Auch tranken wir nicht unbeträchtliche Quantitäten Weines. Nur die Mohammedaner unter den Eingeborenentruppen tranken keinen Alkohol, unter ihnen wüteten Typhus, Dysenterie, das gewöhnliche Fieber, und es wurde sogar behauptet – laut getraute sich's niemand zu sagen –, dass selbst Cholerafälle vorgekommen seien, was mir bei den dortigen Verhältnissen gar nicht unmöglich erscheint. Wir waren gegen Typhus und Cholera und auch gegen andere Krankheiten geimpft.

Infolge der grossen Hitze, der vielen Krankheiten und der unbarmherzigen Kriegführung war die Stimmung unter den Truppen nicht gerade die beste. Deshalb flogen manche merkwürdige Gerüchte durch die Luft, von denen man nie wusste, woher sie kamen. Eines Tages erzählte man, die Franzosen würden das ganze Unternehmen aufgeben und es den Engländern überlassen. Dann hörte man wieder, man würde überhaupt keine Truppen in den Dardanellen mehr lassen.

Als eines Abends unser Koch im Laufschrift den Verbindungsgraben hindurchstürmte und uns die Neuigkeit an den Kopf warf, General Gourand sei gefallen, glaubte es natürlich niemand. Er ereiferte sich und machte uns vor, er habe gesehen, wies ihm den Kopf und die beiden Arme weggerissen habe und die Leiche über eine 2 Meter hohe Mauer geschleudert worden sei.

Der Koch ärgerte sich schwer, dass das einzige Mal, wo er etwas Wahres brachte, es niemand glauben wollte. Und doch war es fast so, wie er erzählte! Der von allen wegen seiner sprichwörtlichen Tapferkeit verehrte General war an jenem Tag schwer verwundet worden, ein Arm musste ihm amputiert wer-

den. Und soviel ich weiss, verlor er auch ein Auge. Aber sicher bin ich nicht; denn ich habe ihn nicht mehr gesehen. Er war so schwer verletzt, dass er vielleicht seinen Wunden erlegen wäre, wenn er – kein höherer Offizier gewesen wäre.

Er wurde allgemein bedauert, im Gegensatz zu General d'Amade, den niemand leiden konnte. Der führte die Landung an den Dardanellen so durch, dass er ungefähr 5'000 Mann verlor, ohne etwas zu erreichen, und wurde auch nachher «krank» und durch Gouraud ersetzt. Der Verlust dieses Mannes war ein Schlag für das Unternehmen.

Das in der Regel ungenügende Essen trug auch nicht viel dazu bei, die Moral zu erhöhen. Wenn man aber davon sprach, die Truppen in den Dardanellen seien vollständig demoralisiert gewesen, so machte man sich in gewisser Beziehung einen ganz falschen Begriff. Wenn auch kein einziger mehr an den Erfolg des Unternehmens glaubte, so zögerten sie doch nicht, ihr Leben zu opfern; ja manchmal exponierten sie sich dermassen, dass es schien, als wollten sie ihr Leben mit Gewalt los werden. Unruhen kamen bei den Franzosen nicht vor. Ihnen sass die Disziplin zu tief im Blut.

Auch bei unserem Regiment war es beinahe das Gleiche, und manchmal fiel mir die vollständige Gleichgültigkeit auf, mit der man Befehle entgegennahm, die doch sehr gefährlich auszuführen waren. So ging einmal eine Patrouille vor; die bestand aus fast nichts als Schweizern. Als sie zurückkam, sprang der eine, ein Rübliländer, auf mich zu und rief: «Habe ich Glück gehabt, ich habe einen flotten Schuss im Oberarm!»

Ich fragte ihn nach einem Kameraden, dem Boller. «Der hat auch Glück gehabt», meinte er, «er ist tot». Ich wandte mich traurig ab; er war einer meiner besten Freunde und ein guter Jasser gewesen. Jetzt mussten wir zwei Neue für unsern Vierer suchen.

Tags darauf hatten wir Sturmangriff auf der ganzen Linie. Wir stellten kleine Leitern bereit und tranken, um unsern Mut zu erhöhen, konzentrierten Taffia mit Wasser, was sehr gut war.

Den ganzen Tag unterhielten wir ein heftiges Feuer, und wir waren bald benebelt vom Pulverdampf. Hinter uns krachte und dröhnte die Artillerie, über uns sausten, pffiften, explodierten die feindlichen Geschosse, von Zeit zu Zeit schlug's in unseren Graben, tötete oder verwundete; da schrie einer auf wie ein wildes Tier, dort verröchelte einer am Boden. Die Erde schien in ihren Grundfesten zu zittern; in der Luft heulte und sauste es; die ganze Hölle schien

los zu sein. Und wir, wir standen mit bleichen, verbissenen Gesichtern an den Schiess-Scharten; der Schweiss schien Furchen auf unsere geschwärtzten Wangen reissen zu wollen, und hasserfüllten Auges sandten wir Schuss um Schuss mit fester Hand in die feindlichen Reihen.

Endlich kam wie eine Erlösung gegen Abend das Zeichen zum Angriff, das Clairon jubelte in schmetternden Tönen das Signal, die Offiziere rissen die Säbel heraus und hinüber ging's durch die Durchgänge in unserem Verhau, dem Tode entgegen. Furchtbar mähte das feindliche Feuer in unseren Reihen, trotzdem wir in kleinen Sprüngen vorgingen. Alle unsere Offiziere bis auf zwei, die meisten Unteroffiziere waren gefallen; ich hatte das Gefühl, mich in einer Bande Tobsüchtiger zu befinden, so schrien sie durcheinander, dazu das ohrenbetäubende Einschlagen der Schrapnells, das rasend machende Geknatter der Maschinengewehre, das Gewehrfeuer, das ein einziger gellender Schrei schien.

Und plötzlich übertönte ein scharfes, verzweifeltes Signal das Toben: Rückzug! Die Türken bereiteten einen Gegenangriff mit überlegenen Massen vor, und unsere fast vernichteten Reihen hätten den Stoss ungedeckt nicht mehr aushalten können. Langsam, fortwährend feuernd, krochen wir zurück, unsere Verwundeten mit uns ziehend. Und da waren wir wieder im Graben, nicht einmal ein Drittel derer, die ausgerückt waren... Tant pis! Wir hatten unsere Pflicht getan.

Aber ausruhen gab's nicht, schon stürmten die Türken in dichten Reihen heran. Wir schauten zu den vieren hinüber, die von unseren Mitrailleuren übriggeblieben waren, die lächelten nur grimmig. Auf 80 Meter liessen sie sie herankommen. Dann ging das Geknatter los, und die Türken stürzten um, wie die Halme unter der Hand des Mähders, nur schneller. Wie das zuckte, die Hände verwarf, Luftsätze machte, es war wie in einem schaurigen Marionettentheater. Hob einer etwa den Kopf oder bewegte er sich, wurde er sofort von unseren Kugeln niedergeworfen.

Als es vollständig dunkel geworden war, zogen sich die letzten zurück, noch verfolgt durch das Gewehrfeuer unserer Wachen. Wir andern sanken in einen bleiernen Schlaf und wurden nicht einmal geweckt durch die Schüsse, die besonders waghalsige Türken verhinderten, unsere Stacheldrahtverhau zu zerschneiden.

Am folgenden Tag wechselte man, wie wir sagten, «aus Höflichkeit», einige Kanonenschüsse. Wir probierten, die gerade vor unseren Gräben liegenden Leichen herauszuziehen, um ihrem Gestank zu entgehen.

Endlich wurden wir abgelöst und kamen zuerst in die zweite, dann einige

Tage später in die dritte Linie. Wir besserten unsere Uniformen so gut es ging aus, unterzogen unsere Gewehre einer eingehenden Reinigung und flickten unser Lederzeug. Am Anfang kamen auch Engländer zu uns hinüber, um mit uns zu bänkeln; sie wurden aber von den listigen Legionären so übers Ohr gehauen, dass es regelmässig zu Händeln kam, und da wir in der Überzahl waren, zogen sie meistens den Kürzeren. Wir bauten auch solide Unterstände, die uns aber gleichwohl nicht vor den schweren Geschossen sicherten, die von Zeit zu Zeit, namentlich morgens und abends, zu uns herüber geschwirrt kamen.

In unserer Nähe befanden sich alle die Pferde und Maultiere, die zur Spannung der Sanitätswagen und Proviantkolonnen dienten. Eines Tages riefen wir dem wachhabenden Trainsoldaten, einem Elsässer, und es gelang uns, ihn zu einer Partie Sechsendsechzig zu verführen. Er war kaum weg, als drei Granaten hintereinander in die angebundenen Pferde hineinschlugen und über 300 töteten und verletzten. Wenn er dort geblieben wäre, so hätte er seiner Lebtag keine Karten mehr angerührt.

Jeden Morgen, wenn wir den Kaffee bereiteten und der Rauch von unserer Küche kerzengerade zum Himmel stieg, bnützten die feindlichen Artilleristen diese Linie als Zielpunkt. Auch mittags taten sie das gleiche. So kam es, dass einmal ein Geschoss keine 10 Meter von unserem Allerheiligsten explodierte. Der Koch, ein Belgier, warf sich in seiner Angst, es könnte die umherfliegende Erde in seine Töpfe fallen, über die Kessel und bedeckte sie mit seinem Körper. Die zweite Granate schlug ein bisschen näher ein und überdeckte ihn vollständig mit Erde, doch er wich nicht.

Zum Glück stellten die Türken das Feuer ein, sonst hätten sie den tapferen Koch noch erwischt. Er erhob sich, schüttelte die Erde ab und rief, als ob nichts geschehen wäre: «A la Soupe!» Dann verband er einige Risse, die er an den Händen von den fallenden Steinen hatte. Als er nun das Gemüse brachte, das uns mundete wie noch nie, schüttelten wir ihm alle die Hand, und wir waren darin einig, dass einer, der lieber sein Leben opfere als das Essen seiner Kameraden, auch eine Auszeichnung verdiene. Er erhielt später die Kriegsmedaille, aber erst, als er seinen linken Arm verloren hatte.

Noch zweimal mussten wir in die vorderste Linie. Wir taten es mit der grössten Gleichgültigkeit. Alles war uns egal, wenn wir nur zu essen hatten, wenn auch lange nicht so gut wie in den französischen Gräben.

Nur ein in Aussicht stehender Bajonettangriff auf das berüchtigte Krithia

liess unsere Herzen höherschlagen. Alle wussten, haben wir dieses Dorf, so können wir die stärkste Stellung der Türken, die von Kanonen starrende «Grande Crête», umgehen und den Feind zum Rückzug zwingen. In den ersten Tagen des Monats Juli griffen wir dieses unselige Dorf wiederholt mit dem Bajonett an; wir kamen auf blanke Waffe, doch die Türken warfen uns zurück; ihre Befestigungen spotteten unserer Anstrengungen, und ihr heftiges Feuer zwang uns, uns in unsere Gräben und Löcher zurückzuziehen. Immer das gleiche Lied: zuerst schlugen sie unsere Angriffe ab, dann griffen sie an und wurden auch zurückgeworfen. Keiner gewann eine Hand breit Boden, nur wurde die Erde mit teurem Menschenblut gedüngt.

Am 12. Juli schreckte uns schon ganz in der Morgenfrühe feindliches Artilleriefeuer auf. Unwillig erhoben wir uns und eilten aus den Unterständen heraus in den Graben. Kaum waren wir dort, entluden sich zwei Schrapnelle hintereinander über unsern Köpfen.

Eine Kugel streifte mich am Hinterkopf. Laut aufschreiend fiel ich längs auf den Boden hin. Herrgott, tat das weh! Und dabei blutete ich kaum. Ich rief einen Kameraden; der beschaute mich kaltlächelnd und meinte, man sehe ja beinahe nichts, es sei kaum der Mühe wert, einen Verband zu machen.

Sofort begab ich mich ins Lazarett; der Wärter schnitt mir die Haare ab; der Arzt kam und fällte das Urteil: Eine Bagatelle, können 8 Tage hier bleiben, nicht der Mühe wert, Sie einzuschiffen. Mir wurde schwarz vor den Augen: ich sollte noch länger auf diesem grausigsten Teile der Erde verbleiben...

Erschöpft warf ich mich auf eine Matratze. «Ah, du bisch's», rief einer neben mir, «wie göht's?» Ich setzte ihm meinen Fall auseinander.

«Däm isch gli abghulfe, rauch es bitzeli vo däm do in diner Pfeife, derno kriegsch's Fieber.»

Der Rat wurde befolgt, das «vo däm do» verschwand, vermischt mit meinem Tabak, in der Pfeife, und am Abend konstatierte der Krankenwärter ein ziemlich starkes Fieber.

Da alle, wenn sie nur das leichteste Fieber hatten, sofort eingeschifft wurden, verbrachte mich bald ein Schlepddampfer ins Feldlazarett nach Lemnos, von wo aus wir in die verschiedenen kontinentalen Spitäler verschickt wurden.

Am liebsten hätte ich laut hinausgejubelt, als mir meine List geglückt war; doch ich konnte nicht mehr, ich war zu weit drunten, seelisch und körperlich.

Ich war nur noch ein Skelett, von 63 Kilo Körpergewicht war ich innerhalb dreier Monate auf 50 gesunken. Wie ein Waschlappen, so haltlos kam ich mir vor. Für keine fünf Rappen hatte ich mehr Energie. Nur schlafen wollte ich, schlafen, tagelang, aber jedes Glied tat mir weh, wenn ich eine Zeitlang gelegen hatte. In solcher Verfassung kam ich auf das Spitalschiff.

Wenn man den Teufel an die Wand malt, so kommt er. Das Fieber blieb, ich hätte es nicht künstlich erzeugen müssen, ich hatte, ohne es zu ahnen, die Malaria erwischt.

Ich war froh, dass ich dann doch noch in der Schweiz Dienst tun, unsere Insel des Friedens beschützen konnte. Ich hatte persönlich genug vom Krieg, und das grosse Sterben um uns herum kam mir wie vielen anderen immer sinnloser vor.

Enttäuschung und Unzufriedenheit

Nach dem Kriege 1914/18 wurde der europäische Kontinent von einer gewaltigen Enttäuschung erfasst, von der auch die Sieger nicht verschont blieben. Ein Blick auf unsere Nachbarn: Frankreich war aufs Tiefste erschöpft und ausgeblutet. Deutschland wurde von schwersten sozialen Unruhen heimgesucht. Spartakus erhob sein Haupt. Den aufständischen Kommunisten stellten sich die rechtsextremistischen Terrorgruppen entgegen. Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg wurden ermordet, ein Jahr später auch Walter Rathenau, einer der weitsichtigsten Politiker der deutschen Nachkriegszeit. In Italien zerfleischten sich die politischen Parteien, bis sie von den Fasci des Duce wenige Jahre nach dem Kriege weggefegt wurden...

Auch die Schweiz blieb von den Nachwehen des Krieges nicht verschont. Allzugross war das Malaise, das sich in den Kreisen der Arbeitnehmer herausgebildet hatte. Viele Arbeiter, welche den Militärdienst an der Grenze geleistet hatten, waren in eine verzweifelte Lage gekommen. Gross war die Zahl jener Geschäfte und Unternehmen, welche ihren Leuten, die, wie es so schön hiess, dem Vater lande dienten, keine Löhne zahlten. Eine Lohnersatz-Ordnung, wie sie im Zweiten Weltkrieg bestand, war nicht vorhanden. Viele Familien von Wehrmännern waren auf die Fürsorge angewiesen. Wenn der Mann endlich heimkam, fand er die Stelle häufig von einem Ausländer besetzt.

Die tiefe Unzufriedenheit wurde durch die ständig steigende Teuerung erhöht. Die Löhne wurden nur zögernd den Lebenskosten angepasst. Wohl setzten sich die Gewerkschaften ein, abpr nicht immer mit Erfolg.

Die Sozialdemokraten waren in den ersten Kriegsjahren wie betäubt gewesen, war doch die schöne Internationale bei der ersten Belastungsprobe wie ein Kartenhaus zusammengebrochen.

Wir Jungen waren vom Krieg, seinen Folgen, der ganzen Entwicklung aufs Tiefste aufgewühlt worden.

Man hatte das Gefühl, man dürfe nicht mehr abseits stehen. Im Jahre 1919 trat ich in den Grütliverein ein, der sich zu einer politischen Partei umgewandelt hatte, den Grütlianern.

Schon früh hatte ich Bekanntschaft mit der «sozialen Frage» gemacht: Als zweitältestes von neun Kindern eines Lehrers – wie sagt doch Jeremias Gott-

helf so treffend: «Er war Schulmeister und sie hatte auch nichts» – habe ich beizeiten rechnen gelernt. Eines hat sich mir früh fürs ganze Leben eingepägt: Ein Familienvater mit vielen Kindern hat es ungeheuer schwer, eine Wohnung zu finden! Das ist einer der wesentlichsten Gründe, warum ich während mehr als vierzig Jahren versucht habe, meinen Beitrag an die Lösung dieses Problems zu leisten, indem ich mich vor allem für den genossenschaftlichen Wohnungsbau einsetzte.

Die Grütlianer standen mit beiden Beinen auf dem Boden des Vaterlandes und sie standen ebenso entschlossen für die Landesverteidigung ein. Den materialistischen Marxismus lehnten sie ab, traten aber mit grosser Entschlossenheit für die sozialen Forderungen ein: für die Verbesserung der wirtschaftlichen Lage der Arbeiter durch die Hebung der Kaufkraft, durch den Bau von Wohnungen und für die wirtschaftliche Gleichberechtigung.

Friedrich Schneider, den wir damals den roten Fritz nannten – auch sein grosser Bart war rot –, schrieb am 16. Juni 1919 im «Vorwärts»: «Wir in Basel haben die Grütlianer nie mit der Leidenschaft bekämpft, wie das beispielsweise in Zürich und Bern der Fall war. Wir sehen in ihnen utopistische Sozialisten, die mit unzulänglichen Mitteln den Kampf gegen das Elend des Kapitalismus führen.»

Wer hätte je gedacht, dass die Sozialdemokraten als Ganzes heute mehr «rechts» oder – besser gesagt – auf dem Boden der bestehenden Ordnung stehen würden als damals die Grütlianer!

Gewiss, die Grütlianer waren Idealisten, eine kleine entschlossene Gruppe. Sie hatten nur einen Fehler, es wirkten zu viele Lehrer mit. Wenn man sagte, zu viele Köche verderben den Brei, so gilt das gleiche' für die Lehrer, wenn sie in einer Partei agieren. Beinahe jeder hatte sein Steckenpferd; der eine war Abstinente, der andere Vegetarier, eine Gruppe sympathisierte mit der Theorie vom Freigeld, die andere fletscherte (heute kaum noch ein Begriff, aber in jener Zeit gab es Leute, welche behaupteten, wenn man immer ganz langsam esse und alles sehr sorgfältig zerkaue, werde man uralt – möglich). Abgerundet wurde das Bild durch eine überzeugte Gruppe von Gegnern der Vivisektion.

Die Partei hatte wenig Mittel. Ihre Mitglieder verteilten ihre Flugblätter bei Wahlen und Abstimmungen selber. Alle traten an, der Rektor der Töchterschule, Dr. Barth, Dr. Fritz Ebi, der spätere Regierungsrat, der Arzt Dr. med. Köchlin-von Orelli im Klybeckschloss.

Die Fraktion der Grütlianer spielte im Grossen Rat eine nicht unwichtige

Rolle als Zünglein an der Waage. Bürgerliche und Sozialdemokraten waren ungefähr gleich stark, den Ausschlag bei den Abstimmungen gaben häufig die Stimmen der Grütlianer.

Als dann später die Kommunisten sich von den Sozialdemokraten abspalteten, setzte bei den Sozialdemokraten automatisch eine Rechtsentwicklung ein, welche die weitere Existenz der Grütlianer in Frage stellte. Und eines Tages lösten sich diese auf. Die einen gingen zu den Radikalen, die anderen zu den Sozialdemokraten. Der grösste Teil verschwand im grossen Heer jener, welche von der Politik überhaupt nichts mehr wissen wollten.

Was von den Grütlianern, die einst in der schweizerischen Arbeiterbewegung vor allem auf dem Gebiet der geistigen Hebung der Arbeiter eine bedeutende Rolle gespielt haben, geblieben ist, sind die Grütli-Krankenkassen im Inland und zahlreiche Grütli-Bildungsvereine im Ausland, von Marseille bis New York.

Die allgemeine Enttäuschung und Unzufriedenheit der Kriegszeit hatte auch auf die schweizerische sozialistische Partei ihre Rückwirkungen gehabt. Unter Führung des Berners Robert Grimm war ein sehr aktiver linker Flügel entstanden, dessen Vertreter sich im Berner Oberland trafen. Der eigentliche Initiator dürfte wohl der in Zürich lebende Lenin gewesen sein.

Die erste Zusammenkunft hatte schon am 5. September 1915 in Zimmerwald stattgefunden. Ihr Ziel war, dem Morden möglichst bald ein Ende zu bereiten und die Regierungen, welche für den Krieg verantwortlich waren, durch eine Revolution zu stürzen und sie durch Arbeiterregierungen zu ersetzen.

Auch Zimmerwald hatte sich indessen bald gespalten: Die Leute des linken Flügels nannten sich später Bolschewisten und postulierten strikten Gehorsam gegenüber den Parteiweisungen; die vom rechten Flügel wollten ein den spezifisch schweizerischen Verhältnissen angepasstes Vorgehen.

Das klare Ziel der Kommunisten war schon damals: Sturz der kapitalistischen Regierungen, ob demokratisch oder nicht, durch die bewaffnete Revolution und deren Ersetzung durch die «Diktatur des Proletariates».

Bei den Basler Sozialdemokraten wehte ein scharfer Wind. Die politischen Gegensätze hatten sich zugespitzt. Das Bürgertum war daran nicht unschuldig. Anstatt vermehrtes Verständnis für die grosse soziale Not zu haben, wurde eine Politik der harten Hand, des Herr im Hause-Standpunkts, gepredigt. Die

Teuerung trieb die Leute zur Verzweiflung. Zwei Hinweise: Anfangs 1918 betrug die Teuerung gegenüber 1914 200 Prozent. Am 3. April 1918 schlug die Milch von 32 auf 40 Rappen auf. Die Bauern fühlten sich stark, sie hatten während des Krieges schön verdient ...

Die Löhne hinkten hintendrein. In Zürich kam es zu Unruhen. Man bot Militär auf, als ob man soziale Fragen mit militärischen Aufgeboten hätte lösen können. Man kann schon mit Bajonetten regieren, aber auf die Dauer kann man nicht auf ihnen sitzen...

Die Führer der Sozialdemokratischen Partei und der Gewerkschaften kamen in Olten zusammen; es wurde das Oltener Aktionskomitee gegründet, und am 11. November 1918, nachts 12 Uhr diktierte, wie ich schon erwähnte, Robert Grimm den beiden Nachtredaktoren der SDA, Dr. Karl Kubick und mir, den Aufruf «An das arbeitende Volk der Schweiz», mit welchem in allen Städten der Schweiz der Generalstreik ausgelöst wurde. Hauptforderungen waren unter anderem: Sofortige Neuwahl des Nationalrates auf der Grundlage des Proporz, Frauenstimmrecht, 48-Stundenwoche, Alters- und Invalidenversicherung, Staatsmonopol für Importe und Exporte...

Wie man sieht, würden uns heute diese Postulate, die seither zum Teil verwirklicht sind, gar nicht so revolutionär erscheinen. Damals jedoch waren sie es sicher! Vor allem aber war das Ungewöhnliche, dass politische Forderungen durch den Massenstreik erzwungen werden sollten, wodurch der Streik zum ausserparlamentarischen Kampfmittel wurde.

Dass der Bundesrat und die grosse Mehrheit des Parlamentes darauf sauer reagierten, ist klar. Überall wurde Militär aufgeboden.

Auch Basel verwandelte sich in eine Stadt, welche beinahe im Belagerungszustand schien. Alles streikte, auch die Typographen. Der «nationale Block» gab ein Bulletin heraus.

Einzig der «Vorwärts» erschien weiter. Er wurde in Rheinfelden gedruckt und kam auf höchst romantische Weise jeden Tag per Weidling den Rhein hinunter. Ich bekam jeweilen ein Exemplar, da ich über den Ankunftsort – irgendwo am Rheinufer zwischen Wettsteinbrücke und Café Spitz – dicht hielt. Nie musste die Depeschagentur den «Vorwärts» so viel zitieren wie damals, wenn sie interessante Meldungen nicht einfach ohne Quellenangabe stibitzen wollte.

Um rasch berichten zu können, hatte ich im «Hotel Italia», welches sich früher in der Steinenvorstadt befand, ein Zimmer gemietet. Als ich einmal

nichtsahnend aus dem Hotel trat, war eben die Polizei mit blanker Waffe, den «schönen» alten Säbel schwingend, daran, die Steine zu räumen.

Unversehens hatte ich einen Säbelhieb, gottseidank mit flacher Klinge, über die Schulter. Wütend brüllte ich auf – gegen Säbelhiebe bin ich allergisch. In diesem Moment sah mich Polizeileutnant Bloch, dessen hohe Gestalt den Tumult überragte. Er lotste mich aus dem Getümmel, nahm meinen Protest gefasst entgegen und tröstete mich.

Einem Kollegen von einer Basler Zeitung, der damals noch ausser einem kleinen Basler Hütchen einen grossen, schönen schwarzen Bart trug, war es schlimmer ergangen. Als er zum Lohnhof hinauf wollte, der wie eine Festung verbarrikadiert war, musste er hören, wie der Polizeiinspektor, im Volksmund «Peitschemulle» genannt, Befehl gab, «den Journalisten da unten wegzuspritzen», worauf prompt ein starker Strahl aus einem Hydranten den Mann von der Presse traf und ihn zu Boden warf. Armer Edwin.

Wir haben uns damals den Herrn Inspektor vorgemerkt, und unsere «liebvolle» Behandlung in der Presse hat wenige Jahre später zur vorzeitigen Pensionierung jenes Herrn beigetragen...

Abwechslungsweise besuchte ich die beiden «Hauptquartiere», das militärische und jenes im Volkshaus. Im militärischen war man besonders auf die russische Kommunistin Rosa Grimm, von der noch die Rede sein wird, erbot, da man – nicht ganz zu Unrecht – annahm, sie hetze in erster Linie die Arbeiter auf. Ich habe sie im Volkshaus getroffen, als gerade die Meldung von den ersten Opfern der Zusammenstösse eintraf. Sie weinte und schluchzte und machte mir den Eindruck eines hysterischen Nervenbündels, aber nicht einer tapferen Revolutionärin. Sie musste von zwei Gewerkschaftern in ein Versteck geleitet werden, die Polizei suchte sie. Mir hatte sie am Tage vorhergesagt, ich sei ein kapitalistischer Soldknecht – wenn nur der Sold höher gewesen wäre...

Sie war keine gute Frau.

Es waren böse Zeiten, und sie lasteten schwer auf uns allen. Nebenbei bemerkt: Meine Schilderungen erheben keinen Anspruch auf Objektivität, ich war in jener Zeit Partei, ich stand im Innern auf der Seite jener, welche demonstrierten, welche streikten, und bewunderte sie, bewunderte vor allem ihre Disziplin. Trotz zahllosen geheimen Aufrufen zum bewaffneten Aufstand und dem Gerede vom Übergang zu Strassenkämpfen nach dem Muster der russischen Revolution – wie das von Rosa Grimm gepredigt wurde – blieben unsere

Arbeiter loyal. Keiner dachte auch nur einen Augenblick daran, seinen «Karst» aus dem Kasten zu holen. Munition hätten sie ja zur Genüge gehabt!

Wie fair der Basler Arbeiter ist, zeigte sich im folgenden Jahr, als es wieder zu schweren Ausschreitungen gekommen war und die Polizei die Demonstranten mit Knüppeln auseinandergetrieben hatte. Der «Vorwärts» hatte daraufhin Regierungsrat Dr. Carl Ludwig, den Vorsteher des Polizeidepartementes, höhnisch aufgefordert, vor dem Volk im Volkshaus Rechenschaft über die Methoden der Polizei abzulegen, wenn er Courage habe.

Regierungsrat Ludwig hatte Courage. Er ging ins Volkshaus, meldete sich beim masslos erstaunten Versammlungsleiter, und als ihm dann im Lauf des Abends das Wort erteilt wurde, berichtete er mit dem ihm eigentümlichen trockenen Humor über die «Terrormassnahmen» der Polizei, welche die verdammte Pflicht habe, für die öffentliche Ordnung zu sorgen, was sie auch weiterhin zu tun gedenke. Und siehe da, die Basler Arbeiter klatschten begeistert Beifall, plötzlich gefiel ihnen der «Ludi».

Leute mit Zivilcourage sind selten. Carl Ludwig, der nach seiner Regierungstätigkeit Professor wurde, zeigte auch in späteren Jahren ungewöhnlichen Mut: Einmal, als er zäh und verbissen um die Auslieferung von Berthold Jacob rang, der von den Nazi mitten aus dem Herzen Kleinbasels heraus entführt und über die Grenze geschleppt worden war. Jacob musste vom Dritten Reich wieder zurückgegeben werden, reiste dann via Frankreich und Spanien nach Portugal, wo er von Gestapoagenten umgebracht wurde. Auch hat bekanntlich Professor Ludwig nach dem Zweiten Weltkrieg in die ganze Flüchtlingspolitik des Justiz- und Polizeidepartementes hineingeleuchtet und gewisse Verantwortlichkeiten mit unbestechlicher Strenge festgenagelt. Dieser im September 1967 verstorbene Bündner hat sich in den Herzen der Basler einen ganz besonderen Platz gesichert.

1920 trat die Sozialdemokratische Partei (SP), die in Basel durch Dr. Fritz Hauser, einen der grossen Basler Staatsmänner, und Friedrich Schneider in der Regierung vertreten war, in eine schwere Krise. Es ging um den Beitritt zu einer neuen, zur Dritten Internationale, deren Leitung in den Händen der Kommunisten lag.

Für den Beitritt hatte die Zentrale in Moskau 21 Bedingungen auf gestellt, welche unter anderem den Ausschluss der Parteirechten in der Schweiz vor-

sah. Um keinen Zweifel über die Bedeutung dieser Bedingungen aufkommen zu lassen, hatte der Sekretär der Dritten Internationale, Sinoview, Ernst Nobs in Zürich, dem nachmaligen Bundesrat, einen Brief geschickt, von dem eine Kopie an Friedrich Schneider ging, der in jener Zeit als der eigentliche Führer der Basler Arbeiter galt. Nobs und Schneider waren damals Anhänger der Diktatur des Proletariates. Sie befürchteten aber beide eine Spaltung der Arbeiterschaft bei Annahme der Bedingungen.

Man darf nicht vergessen, dass von der russischen Revolution eine mächtige Ausstrahlung ausging, hatte sie doch die Herbeiführung des Weltfriedens, die Befreiung der Unterdrückten und die soziale Gerechtigkeit auf ihr Banner geschrieben.

Am 9. Dezember 1920 fand der schweizerische Parteitag der SP im Volkshaus in Bern statt. Neben mir sass Dr. Helmut Schnitter von der «Nationalzeitung» auf der Pressetribüne.

Scharf wurde um die 21 Bedingungen gestritten. Rosa Grimm, die Russin, von der sich Robert Grimm hatte scheiden lassen, griff vor allem ihren früheren Mann an. Grimm war gegen die 21 Bedingungen. Sie nannte ihn einen Opportunisten, einen «Zentristen» – das war auch so eine Art Beleidigung –, einen Verräter an der Sache der Arbeiter.

Als Grimm nach ihr das Wort erhielt, hätte man ein Mäuschen durch den Saal laufen hören. Kurz und demagogisch war seine Replik: «Genossinnen, Genossen, Ihr habt diese Frau gehört. Sie war meine frühere Frau, nun wisst Ihr, warum ich von Russland nichts mehr wissen will.»

Tosender Beifall, Pfuirufen, ein ungeheurer Lärm folgte den kurzen Worten.

Der Parteitag hat mit 350 gegen 213 Stimmen die 21 Bedingungen abgelehnt, worauf die Linke, unter Absingen der Internationale den Saal verliess und ins «Du Pont» hinüberging. Unter den Ausziehenden befand sich auch der Basler Friedrich Schneider.

Ich schrieb im Organ der Grütlianer, dem «Volkswillen», dessen baselstädtischen Teil ich nebenamtlich redigierte: «Am meisten verblüffte die plötzliche Schwenkung Schneiders, der vor nicht langer Zeit erklärt hatte, nachdem er die 21 Bedingungen gelesen: Niemals. Allem Anscheine nach war dies ein ähnliches Niemals, wie es seinerzeit Scheidemann ausgesprochen hatte, als er die Versailler Friedensvertragsbestimmungen hätte unterzeichnen sollen. Wir Basler Grütlianer, die wir Schneider wegen seiner Überzeugung als Sozialde-

mokrat und als einen durch die Bitternisse des Lebens gestählten und gefestigten Charakter bei aller prinzipieller Parteigegnerschaft achteten, bedauern ausserordentlich, dass Schneider sich selbst untreu geworden ist.»

Den Kommentar hatte ich mit der Überschrift versehen: «Zur Rechten sieht man wie zur Linken...» (im Gedicht von Uhland heisst es weiter: einen halben Türken heruntersinken). Das zog mir die Ungnade des frischgebackenen Redaktors des «Vorwärts» zu, eines Dr. Schaffner, gewesenen Helveters von Bern und Superkommunisten. Er nannte mich «eine bellende Kaninchenkiste», eine Beleidigung, von der ich mich lange nicht erholte – vor innerem Vergnügen.

Schaffner ist übrigens später nach Russland, in das Land seiner Träume ausgewandert, wo er eines Tages in den Kerkern Stalins ein trauriges Ende fand.

Schneider geriet in der Folge mit den hundertprozentigen Kommunisten in Konflikt, nicht zuletzt deswegen, weil sie versuchten, die Gewerkschaften zu spalten. Er gründete die UKP, die Unabhängige Kommunistische Partei, die sich nach einem Jahr wieder auflöste und ihre Mitglieder in den Schoss der alleinseligmachenden Sozialdemokratischen Partei zurückführte.

Eine kleine Reminiszenz: Als Schneider noch Regierungsrat war, hatte er versucht, die Subvention für das Stadt-Theater von 300'000 auf 500'000 Franken erhöhen zu lassen, was abgelehnt wurde. Heute beträgt sie rund 5 Millionen...

Aber zurück zu den Folgen des Parteitags: Gustav Wenk, der nachmalige Regierungsrat und Ständerat, hat sofort die der alten Parteilinie treu gebliebenen Sozialdemokraten gesammelt und zusammen mit Fritz Hauser, dem stillen, aber zähen Dr. E. Blocher, der später Bundesrichter wurde, und Rektor Martin Stohler aus den Trümmern ein neues Parteigebäude errichtet. Der Kampf gegen die Kommunisten wurde äusserst scharf geführt. Jede Gruppe versuchte, in erster Linie die Gewerkschaften für sich zu gewinnen.

Ernst Herzog, später Nationalrat und Präsident des Direktoriums des Verbandes Schweizerischer Konsumvereine, wurde nun im Februar 1921 Sekretär des Arbeiterbundes, des Vorläufers des Basler Gewerkschaftskartells. Seinem diplomatischen Geschick gelang es, die Gewerkschaften zwar nicht völlig zu entpolitisieren, sie aber weitgehend auf den Weg der Tugend, das heisst zu ihren ursprünglichen gewerkschaftlichen Aufgaben auf dem Gebiet der Arbeitszeit und des Kampfes um anständige Löhne zurückzuführen – Aufgaben, wel-

che mit dem revolutionären Pathos wenig zu tun haben, dafür aber, à la longue gesehen, dankbarer sind.

Der von den Kommunisten mit aller Lautstärke verkündete unmittelbar bevorstehende Zusammenbruch des kapitalistischen Systems wollte und wollte nicht kommen, weder in Basel noch sonst in der Schweiz. So ging man denn wieder dazu über, Kandidaten für den Grossen Rat, den Regierungsrat und den Nationalrat aufzustellen. Der Geist des inneren Friedens und der demokratischen Ausmarchung, dank dem die Schweiz so viele Stürme überstanden hat, setzte sich mindestens in unserem Land wieder durch.

Es ging zwar auch bei uns in der Politik so heftig zu, wie es sich einer, der jene Zeiten nicht miterlebt hat, heute kaum vorstellen kann. Nicht selten kam es in unseren Parlamenten, vorab in den städtischen, zu Tätlichkeiten, ja zu eigentlichen Schlägereien, schwere Beleidigungen waren fast auf der Tagesordnung. Aber die Revolution wurde nicht abgehalten.

«Der Wirth ist noch nicht da»

Einen ganzen Nachmittag, den Abend und eine halbe Nacht übersetzen, und zwar so rasch als möglich, bis der Kopf raucht, das gehört zu den Aufgaben eines Redaktors der Depeschenagentur. Ich denke da speziell an jene Maitage 1921, als der Vertrag von Versailles von Paris übermittelt, in Basel übersetzt und an die Presse weitergeleitet werden musste, jener Vertrag von Versailles, der wegen der politischen Instinktlosigkeit seiner Schöpfer den Keim zu einem neuen Krieg in sich barg.

Am 14. November 1918 war im Wald von Compiègne in einem Eisenbahnwagen der Waffenstillstand geschlossen worden. Hitler hat übrigens «in sinniger Weise» 1940 im gleichen Wald und im gleichen Wagen den Waffenstillstand mit den Franzosen unterzeichnet.

Das Los des geschlagenen Deutschland war bitter. Der Krieg hatte dort zwar nicht zu einer Verarmung des Landes geführt. Es gab sogar Leute, die daran ganz schön verdient und ihr Geld vor dem Zugriff des Fiskus und der Alliierten wertbeständig im Auslande angelegt hatten – man denke nur an die hervorragenden Sammlungen in Lugano... Dagegen litten weite Kreise der Bevölkerung nackten Hunger. Lebensmittel waren rar geworden. Die Arbeitslosigkeit nahm zu. Das deutsche Volk war innerlich zusammengebrochen.

Die gewaltigen Reparationsleistungen in bar und natura führten zu einer Aushöhlung der Mark. Die Inflation schlug ein immer schnelleres Tempo an und erreichte ihren Höhepunkt anlässlich der Ruhrbesetzung, als für einen Dollar eine Billion Mark bezahlt wurde. Der Mittelstand ist dadurch regelrecht enteignet worden.

Die Verzweiflung ergriff allgemach das ganze Volk. Rechts- und Linksextremisten hatten Hochkonjunktur. Die Kommunisten hatten den Spartakusbund gegründet. Als der Aufstand in Berlin ausbrach, beorderte mich die SDA dorthin. Ich zahlte damals – es war 1919 – in Berlin für eine gute Flasche Rüdeshheimer 15 Rappen und für ein Mittagessen – es war weniger gut! – 10 Rappen. Ich litt mit diesen Berlinern, diesen tapferen, so humorvollen Spree-Athenern.

Man vergesse nicht, der Spartakus-Aufstand von damals war im Grunde genommen nichts anderes als ein ungeheurer Protest gegen die Militärs, welche den Krieg verloren hatten, gegen die allgemeine Not und gegen die Regierung,

welche mit den Verantwortlichen für all die Not und den verlorenen Krieg nicht abgerechnet hatte.

Zwar war es dem Nachfolger von Prinz Max von Baden, dem Sozialdemokraten Ebert, als Kanzler gelungen, in freien Wahlen eine bemerkenswert starke Mehrheit der Sozialdemokraten zusammen mit den Parteien der Mitte, dem Zentrum und den Liberalen resp. Demokraten zu bilden. Die Kommunisten hatten sich an den Wahlen nicht beteiligt. Sie hatten zum Aufstand aufgerufen mit dem Ziel, das demokratische Regime durch eine Räteregierung nach russischem Muster zu ersetzen. – Berlin wurde von schwersten Strassenkämpfen heimgesucht.

Obwohl ich punkto Informationen an der Quelle sass – ich hatte mein Bureau bei «Wolffs Telegraphisches Bureau», der damaligen deutschen Presseagentur an der Zimmerstrasse –, konnte ich die Zahl der Toten und Verletzten nie genau in Erfahrung bringen. Nach Schätzungen der Reichswehr dürften zwei- bis dreitausend Arbeiter gefallen und Zehntausende verletzt worden sein. Über die Verluste der Reichswehr wurde offiziell nichts bekannt; sie dürften ebenfalls nicht klein gewesen sein.

Auf den Gräbern dieser Toten und der im Bürgerkrieg im übrigen Deutschland Gefallenen wurde die Weimarer Republik aufgebaut...

An der Seite der Reichswehr kämpften rechtsextremistische Verbände, ehemalige Offiziere, junge Leute, welche den Weg zurück ins Zivilleben – bei der grossen Arbeitslosigkeit – noch nicht gefunden hatten. Auch mit diesen hatte ich zufällig Kontakt, durch einen Jugendfreund, welcher in Basel an der damaligen Oberen Realschule die Matur gemacht hatte und bei Kriegsbeginn eingerückt war. Er hatte die Schlacht von Langenmarck, das Riesengrab der deutschen intellektuellen Jugend, erlebt und überlebt und war später Kampfflieger in der Türkei geworden. Viele dieser jungen Kämpfer waren in der Organisation C = Consul zusammengefasst, eine Organisation, welche sich die Beseitigung der Kommunisten und «Verräter» – die Anhänger der Weimarer Republik von den Sozialdemokraten bis zu den Liberalen! – zum Ziel setzte.

Ihre beiden ersten Opfer waren die bekannten kommunistischen Führer Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, welche sie nach ihrer Gefangennahme mit Gewehrkolben erschlugen.

Später wurde von ihnen einer der gescheiterten Köpfe der Nachkriegszeit, Walter Rathenau, ruchlos ermordet; dabei hatte er doch mit seinem Rapallo-Vertrag das damalige Deutschland aus der Isolierung herausgeführt und mit Sowjetrussland eine neue Aera fruchtbarer Zusammenarbeit eingeleitet. Auch

der Zentrumsführer Matthias Erzberger, ein senkrechter, unbestechlicher Politiker, musste den gleichen Weg gehen; im Schwarzwald ereilte ihn sein Schicksal. Es entstand jenes bitterböse Bonmot: Als Erzberger an der Himmelpforte von Petrus begrüsst wurde, klagte er ihm, der weite Weg habe ihn überaus durstig gemacht, ob es denn nichts zu trinken gebe. Leider nein, soll ihm Petrus geantwortet haben, der Wirth (der spätere Reichskanzler) ist noch nicht da.

Die Rechtsextremisten, weitgehend gedeckt und geschützt von der Reichswehr, gewannen an Boden. Auch der kommunistische Einfluss nahm zu. Und immer deutlicher zeigte es sich, dass Deutschland zwar eine demokratische Staatsverfassung erhalten hatte, aber gut die Hälfte der Stimmberechtigten im Grund gegen die Demokratie eingestellt blieb. Der politische Mord überschattete das politische Leben. Die Wirtschaft wurde durch die Reparationsleistungen gelähmt. Es schien unmöglich, stabile Verhältnisse zu schaffen.

Viele suchten den Frieden. Aber allzuviele suchten ihn auf ihre eigensinnige Weise. Und allzu viele suchten auch den Kampf. Neue Putsche zeichneten sich ab...

Der Kapp-Putsch, ein Sensationsbericht und ein Verhör

Sie wissen, lieber Leser, was es heisst, den Pelz zu waschen, ohne ihn nass zu machen. Das ist genau die Aufgabe eines Reporters der Schweizerischen Depeschagentur, die von Haus aus und auch sonst unbedingt neutral ist, das heisst neutral sein soll. Man erwartet vom Berichterstatter eine gewissenhafte, aber möglichst leidenschaftslose Berichterstattung, obwohl es manchmal Momente gibt, wo es ihm beinahe die Feder auf den Tisch haut! Und doch sollte in einem guten Bericht etwas Subjektivität mitschwingen, eine gewisse innere Anteilnahme – das gestaltet ihn reizvoller, wirkt wie das Salz in der Suppe.

Den Journalisten reizt es immer wieder, Ereignisse, Volksaufläufe, Zusammenstösse mit der Polizei und dem Militär aus eigener Anschauung zu schildern. So entschloss ich mich, mit meinem lieben verstorbenen Kollegen Etienne Journiac von der Agence Havas in Berlin, mit dem ich 1917 auf der Depeschagentur in Basel zusammengearbeitet hatte, während des Spartakus-Aufstandes an die «Front» zu fahren. Wir charterten eine Einspänner-Droschke und gondelten Richtung Moabit, wo nach den uns zugekommenen Berichten eine regelrechte Schlacht zwischen Reichswehr und Kommunisten im Gange war. Je näher wir diesem ausgesprochenen Arbeiterviertel kamen, desto deutlicher hörten wir die Schüsse und unser Droschkier erklärte uns schliesslich seelenruhig: «Ick fahr' nisch weiter, dett is mir zu jefährlich!»

Wir stiegen aus, und wie wir um einen Häuserblock herumbogen, waren wir mitten drin. Schüsse peitschten durch die Strasse, Männer flüchteten, am Boden lagen Tote und Verwundete.

Ein Maschinengewehr fing an zu bellen. Blitzschnell wurde ich mir der Gefahr bewusst. Ich packte meinen Freund Joujou, riss ihn neben mir zu Boden, so dass wir beide durch eine Krümmung des Trottoirrandsteines gedeckt waren – wie ich es in der Legion an der Front gelernt hatte. Links und rechts war der Teufel los. Männer schrien, heulten auf, stürzten, flüchteten, wir rührten uns nicht.

Da packte mich eine Faust am Kragen und hob mich auf. Ich sah einen blutigen Reichswehroffizier vor mir, ein rosiges Kindergesicht. Er versuchte, furchtbar streng auszusehen: «Was machen Sie denn da?»

«Soziale Studien», war meine etwas deplacierte Antwort.

Gleichzeitig hielten wir ihm unsere internationalen Journalistenpässe unter die Nase. Es war gerade im richtigen Moment. Der junge Herr, war ob meiner Antwort etwas erbost. Als er sah, dass wir Schweizer waren, wurde er merklich freundlicher und meinte nur, wir sollten uns hinter den Linien der Reichswehr anschliessen, dort sei es weniger gefährlich, womit er im Grunde recht hatte.

Als wir in unsere Bureaux an der Zimmerstrasse zurückkehrten, meinte Joujou müde: «Einmal und nicht wieder...»

Es ist schon so, es ist weniger anstrengend und vor allem weniger gefährlich, die Berichte aus den lokalen Zeitungen abzuspicken und zusammenzustellen. Der Leser in der Schweiz merkt ja nicht, wie es gemacht wird. Wenn dazu möglichst viele Tote erwähnt sind, kommt auch der Anspruchsvolle auf seine Rechnung. Im Spartakus-Aufstand gab es wie gesagt Tausende...

Weniger Tote konnte ich im folgenden Jahr, beim Kapp-Putsch melden. Zwischenhinein war ich nach Basel in die Redaktion zurückgekehrt, als mir im März 1920 unser Direktor, Dr. Lüdi, von Bern telephonierte, ich müsse so schnell wie möglich nach Stuttgart, wohin der Reichspräsident Ebert und die Reichsregierung samt dem Parlament geflüchtet seien. Ein Reichwehrmajor namens Kapp hatte mit einigen Einheiten zusammen geputscht, ohne dass die übrigen Truppen, welche angeblich zur Regierung hielten, auch nur einen Finger gerührt hätten. Ich sollte die Berichterstattung aus der württembergischen Hauptstadt – Württemberg und Baden, die beiden Musterlände, waren der Regierung treu geblieben – besorgen.

Der Auftrag war nicht leicht auszuführen. Als Antwort auf den Putsch hatten die Gewerkschaften in ganz Deutschland, vorab in Berlin, den Generalstreik erklärt. Eisenbahn- und Schiffsverkehr waren zum grossen Teil lahmgelegt.

Ich telephonierte nach Romanshorn, um zu versuchen, mit einem Schiff nach Friedrichshafen zu gelangen. Man riet mir ab. So fuhr ich denn über Schaffhausen nach Thayngen, wo ich einen alten Dienstkameraden von der Festungsartillerie kannte. Die halten ja bekanntlich zusammen wie die Kletten – und richtig, er liess sich nicht lange bitten und kütschelte mich nach Singen.

Dort übernachtete ich, nachdem ich vorher gründlich das Terrain rekognosziert und nach Fahrgelegenheiten abgegrast hatte. Nach einer ziemlich hitzigen Diskussion mit einer Art Sowjet, einer Gruppe von Arbeitern, welche darüber

bestimmte, wer mit dem Zug Richtung Tuttlingen fahren dürfe – einer Diskussion, welche ich übrigens mit Schweizer Stumpfen weitgehend entschärfte – konnte ich unter den übrigen «Genossen» Platz nehmen, und weiter ging's.

Auch in Tuttlingen hatte ich Chance. Meine Schweizer Währung, Schokolade und Stumpfen, welche ich vorsorglich in rauen Mengen mitgenommen hatte – der deutsche Zöllner hatte mich passieren lassen, er streikte wie alle übrigen, der Liebe! –, erleichterten meine Aufgabe nicht unwesentlich. Schweizer Schokolade, bei der damaligen furchtbaren Not, war ein Geschenk des Himmels.

Rasch konnte ich mich mit Bern in Verbindung setzen, das Telephon klappte, die Telephonistinnen waren mir sehr gewogen (Schokolade...). Wesentliches wurde in Stuttgart nicht beschlossen. Ich hatte ein kurzes Interview mit Reichspräsident Ebert, der mit grösster Achtung von der Schweiz sprach, mit Scheidemann, dem Führer der Sozialdemokraten, der damals massgeblichen Partei des Reichstages.

Der Spuk mit Kapp dauerte nicht lange, die Entschlossenheit der Arbeiter, der Gewerkschafter, zwang die Herren von der Reichswehr in die Knie. Dass dieser Putsch überhaupt möglich war, war nicht zuletzt auf die Schwäche der Sozialdemokraten zurückzuführen, welche die Macht, die ihnen die Wähler verliehen, indem sie sie zur stärksten Fraktion gemacht hatten, nicht zu nutzen wussten.

Die SPD hatte keine Führer, welche der Situation gewachsen gewesen wären, und die wenigen Männer, welche aus der Vorkriegszeit stammten, steckten geistig noch immer in Achtungstellung vor den früheren Machhabern, vor allem vor der Armee.

Ein bekannter Basler Kanzelprediger hat einmal im Blick auf die Politik in unserer Stadt gesagt: Ein Sozialdemokrat ist eigentlich ein Radikaler, der zu wenig Geld hat, um zu den Liberalen zu gehen. Aber eines ist sicher: Unsere Basler Sozialdemokraten hatten in jenen Jahren rassistere Führer als ihre Genossen im Grossen Kanton. Sie hatten es allerdings auch leichter.

Doch zurück zu unserer Tätigkeit in Stuttgart. Dank der Geschlossenheit der Gewerkschaften war der Putsch in Berlin, dem Zentrum der Unruhen zusammengebrochen. Jene Teile der Reichswehr, welche nicht mitgeputscht, aber auch die Regierung nicht unterstützt hatten, merkten, was es geschlagen hatte. Sie unterstellten sich wieder den Weisungen der Reichsregierung. Diese konnte aus dem «Exil» heimkehren.

Im gleichen Zug fuhren die Vorstände der Reichstagsfraktionen. Ein englischer Kollege, der mit allen Wassern gewaschen war und in der Politik des «substantiellen» Händedrucks ein Meister war, hatte mir einen Passierschein verschafft, so dass ich auch mitfahren konnte.

Ich hatte in einem Coupé mit den Führern des Zentrums Trimborn und Bur läge Platz gefunden. Wir fuhren am frühen Abend ab. Die Fahrt ging nicht allzu schnell, da die Bahnsignale noch nicht überall klappten. Es war ein etwas unheimliches Reisen. Man befürchtete, dass da oder dort die Geleise aufgerissen seien. Allerdings fuhr unserem Zuge eine Sicherungslokomotive voraus, wir hatten immerhin den Reichspräsidenten mit uns! Am späten Vormittag trafen wir in Berlin ein.

Die ganze Nacht hatten wir in unserem Abteil lebhaft politisiert. Die beiden Zentrumsabgeordneten wollten auch gar alles über das Funktionieren der schweizerischen Demokratie, ihren Aufbau, über Wahlen und Abstimmungen, über unsere Armee usw. wissen. Immer wieder zogen sie Vergleiche mit der Weimarer Verfassung. Eines nahmen sie mir nicht ab – wie ich es später auch bei anderer Gelegenheit feststellen konnte –, dass bei uns jeder Soldat sein Gewehr nach Hause nehmen darf.

Als wir uns nach dieser Nacht trennten, sagte mir Trimborn: «Mein lieber junger Freund, ich habe diese Nacht Wesentliches über die Demokratie erfahren, ich danke Ihnen dafür. Wenn Sie jemals einen Wunsch haben, kommen Sie ruhig zu mir.»

Der Moment kam rascher, als er wahrscheinlich gedacht hatte. In Berlin war wieder einmal Regierungskrise. Die Sozialdemokraten verlangten das Kanzleramt und präsentierten als Kandidaten Hermann Müller, einen baumlangen Berliner, der ständig mir und mich (nicht zu verwechseln mit mein und dein) verwechselte. Müller war ein liebenswürdiger, traitabler Mann, aber kein Kirchenlicht, und vor allem fehlte es ihm an jener Härte, welche angesichts des Terrors der Rechtselemente, der Ansprüche der Reichswehr und der kommunistischen Unterwanderung des ganzen politischen Lebens notwendig gewesen wäre.

Item, ich hatte erfahren, dass seine Wahl weitgehend von der Zustimmung des Zentrums abhing, und ich hatte mich im Reichstagsgebäude vor dem Zimmer der Zentrumsfraktion postiert. Nicht lange ging es, und die Herren kamen heraus. Ich wandte mich sofort an Trimborn.

Er erkannte mich wieder, lächelte freundlich und sagte: «Das ist ja unser Freund aus der Schweiz – und was haben Sie auf dem Herzen?»

«Ich möchte nur wissen, ob Ihre Fraktion Hermann Müller zustimmt.»

Ohne lange zu zögern, erwiderte er: «Wir schlucken den Hermann.»

Ich dankte und nichts wie los, Richtung Zimmer der SPD. Wie ich den langen Hermann aufgegebelt hatte, streckte ich ihm meine Hand entgegen und sagte: «Gratuliere zur Wahl, Herr Reichskanzler.»

Er war sehr überrascht und wollte die Nachricht zuerst nicht glauben. Da fragte ich ihn, ob er mir das erste Interview gewähre, wenn er gewählt sei, was er ohne zu zögern zusagte.

Am Tage darauf war ich wieder im Reichstag, um den Wechsel mit dem Interview einzulösen. Ich suchte den Kanzler und erfuhr, dass eine Sitzung des Reichskabinetts stattfand. Die Herren hatten es aber nicht einmal für nötig befunden, die Türe, welche zum Sitzungszimmer führte, richtig zu schliessen, sie war nur angelehnt. Und immer wieder drangen Bruchstücke und Gesprächsfetzen ans Ohr des eifrig Horchenden.

Es war hoch interessant! Ich hörte, wie General von Seeckt mit scharfer, klarer Stimme über die Pläne der Reichswehrleitung zur Niederwerfung des Aufstandes im Ruhrgebiet referierte...

Als die Stühle gerutscht wurden, trat ich sofort von der Türe weg, spazierte im Gang etwas auf und ab – und konnte nun den heraustretenden Herrn Kanzler am Schlawittchen nehmen. Ich bekam ein schönes, aber beinahe nichtssagendes Interview – ich habe jedenfalls restlos vergessen, was mir damals der gute Hermann erzählte.

Sensation erregte dagegen meine Meldung über die Aktion der Reichswehr gegen den Ruhraufstand. In keiner Berliner Zeitung war eine Zeile darüber zu finden, und es hätte nicht viel gefehlt, dass man mich wegen Hochverrats verhaftet hätte.

Ein Major hat mich hochnotpeinlich einvernommen. Ich weigerte mich aber, meine Quelle anzugeben, da ich meinen Informanten nicht blossstellen möchte. Weil gleichzeitig mein Interview mit dem Kanzler erschien, vermuteten die Herren, dieser selber habe eventuell geplaudert. Man liess mich mit einer scharfen Verwarnung laufen, und ich war wieder einmal mit dem Schrecken davongekommen.

Das Ganze hatte im Kleinen etwas Gutes zur Folge: Einige englische und amerikanische Journalisten, welche im Allgemeinen als gut informiert galten und mit grossen Mitteln arbeiten konnten – bei mir war meistens Schmalhans Küchenmeister, natürlich in Bezug auf die finanziellen Reserven! –, schlugen mir vor, eine Art Pool zu bilden. Wir haben damals und auch in späteren Jahren Nachrichten und Informationen getauscht, wie ich als Knabe Marken getauscht habe.

Der Rapallo-Vertrag

Im Leben der Völker gibt es immer wieder bedeutsame Wendepunkte. Für Deutschland und Russland war nach dem Ersten Weltkrieg der Rapallo-Vertrag eine solche Wende.

Deutschland hatte den Krieg verloren, und die Sieger, vor allem Frankreich, versuchten, ein Maximum an Reparationen aus dem ausgepowerten Land zu pressen. Frankreich hatte nicht vergessen, welche gewaltige Kriegsentschädigungen es nach dem Kriege von 1870 hatte zahlen müssen, wobei ihm Deutschland erst noch Elsass-Lothringen weggenommen hatte.

Gleichzeitig hatte man Deutschland als den Schuldigen am Kriege der Weltächtung preisgegeben. Auch Russland, das unter der Revolutionsregierung der Bolschewiki aus der Entente ausgebrochen war, mit Deutschland im Jahre 1918 den Sonderfrieden von Brest-Litowsk geschlossen und so in den Augen seiner Verbündeten Verrat begangen hatte, war verfehmt.

Die beiden Grossmächte sassen in den Augen eines grossen Teiles der übrigen Welt auf einer Art politischem Schandbänklein. Beiden ging es schlecht. In beiden Ländern herrschte nackte Not, die Völker hungerten. Hungrige Völker sind gefährlich, nur satte neigen zum Frieden...

Lloyd George, ein weitsichtiger englischer Staatsmann, erkannte die latente Gefahr. Ihm war nicht wohl dabei, und auf seine Initiative hin beschlossen die Vertreter der Siegermächte in Cannes, an einer nach Genua einzuberufenden Konferenz zu versuchen, einen gemeinsamen Weg für den wirtschaftlichen Wiederaufbau Europas zu suchen.

Für mich begann die Genua-Konferenz schon in Basel. Am Sonntag, 9. April 1922, in aller Herrgottsfrühe trafen die Mitglieder der Reichsregierung, die deutsche Delegation für Genua, im Badischen Bahnhof ein.

Der Reichsaussenminister, Dr. Walter Rathenau, ein grosser schlanker, überaus distinguiert wirkender Herr mit angegrautem Backenbart und scharfen intelligenten Zügen, gewährte mir ein kurzes Interview. Skeptisch meinte er: «Unsere Hoffnungen sind nicht überspannt.» Ein Scheitern der Konferenz müsste aber für die Wirtschaft Europas von unheilvoller Wirkung sein.

Staatssekretär von Simson bat mich, die Erklärungen Rathenaus nicht allzu pessimistisch aufzufassen. Eines sei sicher, fügte aber Simson hinzu, dass Deutschland zu stark ausgepresst werde. Er begreife auch, wenn ihm die Neutralen keinen Centime in Form von Anleihen geben wollten. Der Moment nähere sich, wo Deutschland unter der aufgebürdeten Last zusammenbreche.

Ein kleines, aber bezeichnendes Detail: Als ich Staatssekretär von Simson fragte, ob in Berlin nicht eine weitgehende deutsch-russische Vereinbarung über ein gemeinsames Vorgehen an der Konferenz geschlossen worden sei, dementierte er kategorisch. Ich hatte die Meldung einer seriösen englischen Zeitung entnommen. Dabei war, wie es sich wenige Tage später herausstellte, der Vertrag von Rapallo in seinen Grundzügen in Berlin bereits fertig gestellt worden; so werden Journalisten von Staatsmännern manchmal, sagen wir einmal, schlecht informiert...

Auf verständnisvolles Lächeln stiess indessen die Frage des Berichterstatters, ob die Konferenz von Genua nicht eine gewisse Ähnlichkeit mit der Mustermesse in Basel, nicht zuletzt im Hinblick auf die grosse Zahl der Teilnehmer und den reichhaltigen Ausstellungskatalog habe...

Durch Basel reiste auch die russische Delegation. Sie wies eine Starbesetzung auf, Aussenminister Baron Tschitscherin, ein älterer baltischer Aristokrat, Maxim Litwinow, sein Stellvertreter, Botschafter Worowski, der ein Jahr später in Lausanne vom Russlandschweizer Conradi ermordet wurde, Rakowski und Krassin.

Damals lernte ich erstmals Rajewski, einen Redaktor der russischen Telegraphenagentur Tass kennen, einen hochgebildeten, grundgescheiten Kollegen, der im Innern seiner Seele die Kommunisten wie die Pest verabscheute. Er muss einige Jahre später verraten worden sein, worauf er in Sibirien verschwand.

Ähnlich erging es übrigens einem russischen Diplomaten in Genf, Boris Stein, der einmal Botschafter in Helsinki gewesen war. Seine Bemerkungen über die «Genossen» waren manchmal allzu bissig.

Ich verdankte ihm manche wertvollen Informationen, auch komische. Zwischen Russland und der Schweiz bestanden keine Handelsbeziehungen, und doch waren viele Firmen daran interessiert, zu importieren oder zu exportieren. In Lausanne war ein Comestibles-Geschäft, dessen Leiter ein eifriges Mitglied der «Ligue Vaudoise» war und jeden Morgen einen Kommunisten zum Frühstück frass. Seine Poulets aber kamen in aller Stille aus dem verfeimten Sowjetrussland, wurden in den Basler Kühlhäusern gelagert und kamen als Em-

mentaler Mistkratzerli auf den Markt. Ja, Freund Boris war spannend, wenn er indiskret wurde!

Er war es auch, der mich bei Litwinow eingeführt hat, welcher nach dem «Rücktritt» Tschitscherins die Leitung der russischen Aussenpolitik übernommen hatte und ihr während mehr als einem Jahrzehnt eine mehr prowestliche, auf den Völkerfrieden eingestellte Richtung gab. Litwinow war ein gescheiter Kopf, er sprach fliessend Deutsch, Französisch, Englisch. Im Laufe der Jahre sind wir uns nähergekommen, er verstand es, die Probleme, welche das russische Riesenreich beschäftigten, nüchtern und klar darzulegen, wobei er zu meist auf die üblichen revolutionären Phrasen verzichtete.

An der Dardanellenkonferenz in Montreux, im Jahre 1936 feierte Litwinow im Schloss Chillon seinen 60. Geburtstag, und wenige Tage später hat er mich zum Nachtessen in eine von mir vorgeschlagene ausgezeichnete Fisch-Beiz in Villeneuve eingeladen. Meine Stimmung war etwas durch den Umstand beeinträchtigt, dass hinter dem Tisch zwei «Gorillas» sassen, welche uns, das heisst Litwinow sorgfältig zu überwachen hatten. Ich lächelte zunächst darüber, dachte dann aber sogleich an die Ermordung Worowskis und sagte mir, dass eine solche Überwachung russischer Staatsmänner auch in der Schweiz eben doch nicht so überflüssig sei.

Doch zurück zur Konferenz von Genua. In Basel erwähnte Litwinow mir gegenüber, er habe Jahre des Exils in Zürich und Genf verbracht. An die Schweiz habe er nur die besten Erinnerungen, und es sei der aufrichtige Wunsch der russischen Regierung, mit unserem Land so bald als möglich die kommerziellen und diplomatischen Beziehungen aufzunehmen.

Die Konferenz trat am 10. April im Palazzo San Giorgio zusammen. 24 Nationen – die USA hatten ostentativ eine Mitwirkung abgelehnt, nachdem die sogenannten 14 Punkte Wilsons, jene Friedensbedingungen, welche er Deutschland offeriert hatte, um den Krieg abzukürzen, von seinen Verbündeten verfälscht und verraten worden waren – nahmen an den Verhandlungen teil. Sechshundert Journalisten aus der ganzen Welt waren zusammengeströmt, knapp zweihundert hatten im Saale Platz. Die Glücklichen, welche ein Plätzchen ergattert hatten, arbeiteten in qualvoller Enge.

Die Schweiz war an der Konferenz durch die Bundesräte Motta und Schulthess vertreten. Das «Alphorn» war während den Verhandlungen zeitwei-

se deutlich zu vernehmen. Motta hat sich als Vermittler in internationalen Fragen die ersten Lorbeeren geholt.

Unter dem Druck der Alliierten waren die deutschen Steuern, aus denen die Reparationen entrichtet werden sollten, bis ans äusserste Mass des Tragbaren erhöht worden. Die rapide Verschlechterung und Entwertung der Mark verunmöglichte die Aufstellung eines einigermassen seriösen Staatsbudgets. Kurz vor Beginn der Konferenz hatte der deutsche Reichswirtschaftsminister, Dr. Hermes, darauf hingewiesen, dass Deutschland nicht mehr in der Lage sei, aus eigener Kraft eine Besserung herbeizuführen. Seine ganze Hoffnung war eine entgegenkommende Haltung der Alliierten.

Der Vorsitzende, der italienische Ministerpräsident Facta, hatte mit schönen Worten und mit echt südländischer Beredsamkeit angekündigt, dass die Konferenz im Zeichen der Solidarität der europäischen Völker stünde. Die Zerstörungen des Krieges hätten bewirkt, dass 300 Millionen Menschen nicht arbeiten und produzieren könnten. Das Ziel der Konferenz müsse sein: der Wiederaufbau Europas.

Der Chef der französischen Delegation, Aussenminister Barthou liess an der Haltung Frankreichs von Anfang an keinen Zweifel: Die Konferenz sei kein Kassationshof, sie könne bestehende Verträge – gemeint war der Versailler Vertrag mit seinen Reparationsbestimmungen! – nicht revidieren. Damit war praktisch der Konferenz bereits der Todesstoss versetzt worden, denn die Deutschen waren bei allem Pessimismus Dr. Rathenaus doch mit der Hoffnung nach Genua gekommen, eine Milderung der drückenden Reparationsforderungen zu erreichen. Noch schärfer äusserten sich die Belgier. Den Überfall durch die deutschen Heere hatten sie noch nicht vergessen.

Wohl hatte der deutsche Reichskanzler Dr. Wirth die Anregung unterbreitet, die wirtschaftlichen von den politischen Problemen zu trennen und als rein ökonomische Fragen mit all ihren Rückwirkungen auf ganz Europa zu behandeln; seine Worte blieben in der Luft hängen. Ihm schloss sich allerdings nicht minder deutlich der Russe Tschitscherin an, der Wiederaufbau von Russland sei weitgehend die Voraussetzung für die Rekonstruktion der Welt. Als er gar von der Möglichkeit von Vertragsrevisionen sprach, fuhr Barthou auf wie ein angeschossener Eber und drohte mit dem Abmarsch der französischen Delegation. Die Konferenz verzeichnete ihren ersten Zwischenfall.

Lloyd George hat dann versucht, eine Situation zu schaffen, in welcher Sie-

ger und Besiegte auf dem Fusse der Gleichberechtigung verkehren. Er setzte durch, dass Deutsche und Russen trotz vehementem Widerstand der Franzosen und Belgier Aufnahme in die politische Prüfungskommission fanden. Der greise temperamentvolle Waliser wurde bei dieser Gelegenheit sehr deutlich: Lieber lasse er die Konferenz auffliegen, als dass er das Prinzip der Gleichberechtigung preisgebe.

Schwer lastete ein anderes Problem auf der Konferenz: Die Franzosen hatten gedroht, die Reparationsguthaben gegenüber Deutschland wenn nötig mit Waffengewalt einzutreiben.

Was Russland anbetrifft, so waren die Westmächte grundsätzlich einig, mit beizutragen zum wirtschaftlichen Wiederaufbau von Russland. Aber die Sowjets hätten alle finanziellen Verpflichtungen der früheren Regierungen anerkennen müssen. Ja, man forderte von ihnen eine Änderung der Rechtsordnung, welche auch wesentlich durch die Revolution erzielte soziale Fortschritte in Frage gestellt hätte.

Die Russen hatten von Anfang an unmissverständlich zu erkennen gegeben, dass die in Cannes ausgeheckten Bedingungen für sie nicht annehmbar seien. Die Lage wurde noch verschärft, als ein schlecht beratener Lloyd George versuchte, die Russen durch eine Art Ultimatum gefügiger zu machen. Russland liess sich nicht einschüchtern, und so wurde am Ostersonntag eine bisher geheim gehaltene Gegenmine zur Explosion gebracht:

An jenem Sonntag wurde in Rapallo der nach dieser kleinen Ortschaft bei Genua benannte Vertrag unterzeichnet, welcher bei seinem Bekanntwerden grösste Überraschung und Bestürzung erregte. Der von Rathenau und Baron Tschitscherin unterzeichnete Vertrag regelte nicht nur die Handelsbeziehungen zwischen beiden Ländern unter gegenseitigem Verzicht auf etwaige Reparationsforderungen, sondern bildete darüber hinaus die Grundlage für eine weitgehende Zusammenarbeit auf allen Gebieten.

Die beiden auf dem «Schandbänklein» sitzenden Grossmächte hatten sich in Erkenntnis ihrer momentanen Schwäche zusammengeschlossen. Gemeinsam boten sie den Alliierten die Stirne. Ein alter Bismarckscher Traum war in Erfüllung gegangen. In späteren Jahren zeigte sich, dass auch die Schwarze Reichswehr die Möglichkeiten der Ausbildung auf russischem Boden und der Erprobung neuer Waffen und Flugzeuge auszunützen suchte, und wehe jenen, welche in der deutschen Demokratie über diese geheimen Wiederaufrüstungen

berichteten! Zwei meiner Bekannten bezahlten ihr Wissen dann zur Nazi-Zeit mit dem Tod: Carl von Ossietzky, ein Träger des Friedensnobelpreises, und Berthold Jacob, den die Feme-Mörder in Portugal erreichten.

Die Wirkung der geplatzten Bombe war so, dass männiglich annahm, die¹ Konferenz werde in die Luft fliegen, obwohl beide Vertragspartner ausdrücklich versichert hatten, dass die Probleme, welche von der Konferenz von Genua zu behandeln seien, durch den Vertrag in keiner Weise berührt würden.

Übrigens, hatten die Engländer vorher schon etwas gewusst? Hatte man nicht dem englischen Botschafter in Berlin, Lord d'Abernoon, einen Wink gegeben? Lloyd George erklärte: Ich weiss von nichts, mein Name ist Hase.

Deutschland hoffte auf eine internationale Anleihe, um die Reparationen mit dem Gelde der Gläubiger und eventuell der Neutralen zu bezahlen. Es hat später Dumme, darunter Schweizer, gefunden. Unter Hitler wurde dann die Verzinsung der Anleihen gestoppt und an eine Rückzahlung überhaupt nicht mehr gedacht. Die Basler aber mussten sich anlässlich einer Versammlung der Volkswirtschaftlichen Gesellschaft im «Casino» den offenen Hohn von Reichsbankpräsident Hjalmar Schacht gefallen lassen, der zu ihnen von der starken Stellung der Schuldner sprach!

Die Veröffentlichung des Rapallo-Vertrages war, was immer deutlicher wurde, mit Absicht und auf besonderen Wunsch der Russen erfolgt. Als sie sahen, dass für sie nichts mehr herausschaute, wurde den Konferenzteilnehmern mit brutaler Deutlichkeit demonstriert: Wir Deutsche und Russen halten zusammen.

Besonders empfindlich reagierten die Franzosen, wollten sie doch Deutschland für immer isolieren und schwächen. Frankreich förderte alle separatistischen Bewegungen im Rheinland, in der Saar usw., und es förderte auch, so paradox dies klingen mag, die ersten Gehversuche von Hitler in München. Ein Basler, Agent des Deuxième Bureau, der in der Folge wegen Spionage gegen Deutschland von einem deutschen Gericht zu 5 Jahren Zuchthaus verurteilt und bei der Wahl Hindenburgs begnadigt wurde, hatte den Verschwörern beträchtliche Summen überbracht, denn auch Bayern liebäugelte mit einer grösseren Unabhängigkeit vom Reiche.

Fest steht, dass die Russen zuerst noch versucht hatten, mit den Engländern ins Geschäft zu kommen, aber es wurde ihnen die kalte Schulter gezeigt, und

mit den Franzosen konnte man damals bei der vorherrschenden chauvinistischen Grundwelle überhaupt nicht reden. blieb also nur Deutschland, um aus der weltweiten Isolierung herauszukommen.

Sofort nach Bekanntwerden des Vertrages nahmen die westlichen Alliierten unter sich Fühlung und liessen Reichskanzler Wirth eine Note zukommen, in welcher den Deutschen vorgeworfen wurde, mit dem hinter dem Rücken der übrigen Konferenzteilnehmer abgeschlossenen Vertrag den Geist des gegenseitigen Vertrauens zerstört zu haben.

Frankreich ging noch einen Schritt weiter und forderte die Annullierung des Vertrages, da er in einigen Punkten dem Versailler Vertrag widerspreche.

Die Scharfmacher hatten die Oberhand gewonnen. Schon bei den Vorbereitungsarbeiten in Cannes, als Aristide Briand für eine gemässigte Politik, eine Politik des Verständnisses gegenüber den Nöten Deutschlands eingetreten war, hatte man ihn zurückgepiffen und ihm den Stuhl vor die Türe gesetzt. Seine Zeit war noch nicht gekommen. Ministerpräsident Poincaré, ein kalter Hasser, duldete keine von Gefühlen beschwerte Politik gegenüber den Deutschen. Für ihn waren sie der Erbfeind, Schuld an allem und verpflichtet, für den angerichteten Schaden aufzukommen, auch wenn sie dazu nicht in der Lage waren.

Die russische Frage wurde nun zum zentralen Problem der Konferenz. Genau gesagt, die Frage, ob die Russen das beschlagnahmte Privateigentum herausgeben und die russischen Vorkriegsanleihen honorieren. In diesem Punkt konnten und wollten die Russen nicht entgegenkommen, da Frankreich der zaristischen Regierung diese Anleihen in erster Linie für die Aufrüstung gewährt habe und Russland als Verbündeter Frankreichs schwere Opfer gebracht hatte. Dass die Russen trotz dieser Situation auf die Gewährung neuer Kredite spekulierten, war eher gewagt.

Am 20. Mai wurde die Genua-Konferenz, welche am 11. April begonnen hatte, geschlossen. Sie hatte keinen Erfolg gebracht, konnte auch keinen bringen, da die ganze Situation noch nicht reif war. Noch bluteten allzu viele Wunden. Wirtschaftlich war nicht alles genügend abgeklärt, was auch der Grund war, weshalb der berühmte englische Volkswirtschaftler Keynes der Konferenz einen Misserfolg vorausgesagt hatte. Die amerikanischen Zeitungen hatten nie mit einem Erfolg gerechnet.

Es wurde zwar, um das völlige Fiasko zu tarnen, eine Art harmloser Nichtangriffspakt abgeschlossen, dem alle vertretenen Mächte ohne Weiteres zustimmen konnten. Reichskanzler Wirth verglich aber nicht zu Unrecht das Re-

sultat der Konferenz mit einer antiken Statue, der Kopf und Füße fehlen. Man könne sie nicht ergänzen. Die wirtschaftliche Lage Deutschlands blieb nach wie vor verzweifelt, jene der Russen äusserst prekär. Man hatte nichts getan, um die Krankheitsherde am Körper Europas zu bekämpfen. Man hatte den Frieden gesucht, aber die Wege dazu nicht begehen wollen.

Wenn die Konferenz trotzdem mit einem Lichtblick endete, so deswegen, weil man sich dahin geeinigt hatte, im Haag möglichst bald eine eigentliche Wirtschaftskonferenz einzuberufen.

sda



Die Nachrichtenquelle.

Taza – ein Abstecher in den unruhigen Maghreb

Im September 1922 führte mich eine Reise nach Marokko. Eigentlich hatte ich Ferien, aber als ich hörte, dass die Kämpfe im Innern wieder aufgeflammt seien, hatte ich keine Ruhe.

Während des Ersten Weltkrieges war es der genialen Leitung des französischen Prokonsuls Maréchal Lyautey gelungen, das Land sozusagen völlig zu befrieden. Die französische Präsenz drückte sich in einer lächerlich geringen Truppenmacht aus, dafür entsandte Marokko Zehntausende von Freiwilligen und Fast-Freiwilligen an die Westfront. Marokko hat so im Ersten Weltkrieg einen grossen Blutzoll entrichtet.

Als Lyautey nicht mehr da war, regten sich nach dem Krieg die Unabhängigkeitsbestrebungen der Bergstämme wieder. Die Ruhe war trügerisch gewesen. Es wurde wieder gekämpft. Dank gewisser Empfehlungen durfte ich mich mit zwei französischen Kollegen einem Truppenteil anschliessen, der sich in den mittleren Atlas begab. Über meine Erlebnisse habe ich damals den folgenden Bericht veröffentlicht:

Fast jeden Tag wird in Marokko gekämpft – wenn man auch wenig davon liest; höchstens, wenn wieder einmal eine grössere französische Kolonne überfallen worden ist, oder wenn die Spanier nahezu aufgerieben worden sind.

Spanien und Frankreich haben nämlich Marokko unter sich aufgeteilt. Frankreich erhielt dabei die grössere Hälfte, Spanien die kleinere, unfruchtbare. Heute ist das von Frankreich «protegierte» Stück bereits auf eine merklich höhere Kulturstufe gebracht worden. Der Reisende kann im Innern in Frieden und Sicherheit seines Weges ziehen. Eisenbahnlinien, schöne Automobilstrassen und Flugstationen haben den Verkehr gehoben. Bald wird Französisch-Marokko wie Algerien ein blühender Garten, ein reiches, friedliches Kulturland sein.

In den letzten Wochen vor dem Weltkrieg fiel eine der letzten Festen der freiheitsliebenden Marokkaner – Taza. Erbittert waren die Kämpfe, denn die kriegerischen Söhne der Wüste und des steinigen Sultanates Fez waren gut mit Mauseergewehren ausgerüstet. Man erinnere sich an die Gebrüder Mannesmann, welche vor dem Kriege gewisse Erzgruben ausbeuteten und sich mit den ansässigen Berbern ausgezeichnet verstanden! Auch andere gute Freunde

hatten ihnen Waffen zugehalten, wie ja auch kürzlich Raisuli, als er den Spaniern so böß mitspielte, «bis auf den letzten Gamaschenknopf» ausgerüstet war. Böse Zungen behaupteten, er hätte auch Waffen von den Franzosen bekommen; wenn's wahr ist, so war's wenig nachbarlich.

1914 war Taza in die Hände der Franzosen gefallen, musste aber später wegen der Verkleinerung der Truppen-Bestände in Marokko vorübergehend geräumt werden. Heute führt die Bahn bereits über die heilige Stadt Taza hinaus. Und doch herrscht in jener Gegend noch keineswegs Frieden. Es gibt Stämme wie die Beni Amer, die Tuaregs, entschlossene Wüstenbeduinen, Berber, Rifkabylen, welche sich nicht damit abfinden können, dass der verhasste «Rumi», der Christenhund, sie beherrschen soll.

Von Zeit zu Zeit erheben sich diese Unzufriedenen, meist in den Grenzgebieten, überfallen einige Gehöfte, metzeln die eine oder andere Kolonne nieder, äschern die Blockhäuser ein, welche den unruhigen Gegenden eine gewisse Sicherheit verleihen sollen. 5 bis 20 Mann stehen in solchen Stätionen auf Vorposten, bereit, sich zu opfern, falls der braune Feind hereinbricht, ihn aufzuhalten, bis die fliegenden Kolonnen heranrücken, damit nie die Ansiedler ihren Mut mit dem Verlust ihres Vermögens und ihres Lebens bezahlen müssen. Wie das Signal gegeben ist, galoppieren auf flinken Araberrösschen die Spahis herbei. Ihnen folgt in Eilmärschen die Fremdenlegion. Je ein Mann sitzt mit zwei Tornistern auf einem Maultier, der andere Legionär hält sich am Sattel und läuft, der drückenden Bürde ledig, in einem Hundetrab mit unglaublicher Ausdauer neben dem Tiere her. Nach einer Stunde werden die Rollen vertauscht – und so werden bis zu 80 Kilometer im Tage zurückgelegt, fliegende Kolonnen – Meisterleistungen der Compagnies montées.

In den letzten Tagen machte besonders ein im mittleren Atlas hausender Stamm, die Chieus, von sich reden. Ihre frühere Hauptstadt war die Kasbah (Festung) Tadla, am oberen Flussbett des Um-mm er-Rebia, der nur in den Regenzeiten Wasser führt.

Die Chieus hatten in den letzten Wochen wieder einige Karawanen erleichtert und Blockhäuser niedergebrannt. Eine Strafexpedition war fällig. Die Kämpfe, welche sich abspielten, waren äusserst heftig. Im Momente, wo das Sturbataillon zum Angriff überging, fiel dichter schwärzlicher Nebel. Der Aufstieg hatte bereits begonnen. Voraus stürmten die mit den Franzosen verbündeten arabischen Stämme und Zuaven. Man sah kaum einige Meter weit. Die Chieus schlichen, im Schutze des Nebels, unbemerkt ins Tal hinab. Plötzlich

lich stiessen sie ihr gellendes Kriegsgeschrei aus und standen unerwartet, den krummen Dolch gezückt vor ihren verdutzten Gegnern. Ein Augenblick der Verwirrung – ein lautes Kommando, dann setzte das Gebell der Maschinengewehre ein, indes, das Feuer war ziemlich nutzlos, weil Freund und Feind nicht unterschieden werden konnte. Im unheimlichen Nebel hatte unterdessen ein fürchterliches Ringen, corps à corps, Mann gegen Mann eingesetzt. Von Zeit zu Zeit hört man einen Aufschrei. Dolch, Krumm-Messer und Bajonett wüthen, Pardon wird nicht gegeben, weder vom Franzosen noch vom Berber. Ein toter Gegner schadet nicht mehr.

Einstweilen sind wir in sicherer Deckung, beim Kommando der Strafkolonne. Wir hören, wie die sich bekämpfenden Araber sich beschimpfen und gleichzeitig gleich homerischen Helden zum Zweikampf herausfordern. Immer verbissener wird das Ringen, die Franzosen können ihre technische Überlegenheit nicht zur Geltung bringen. Während im dornigen Gestrüpp, zwischen den riesigen Felsblöcken der Kampf tobt, warten in der Talsohle französische Artilleristen untätig auf die Möglichkeit des Eingreifens. Da geht ein Hagel von Steinen nieder – im Moment denke ich an Morgarten – Soldaten brechen zusammen, andere schreien auf, die Lage ist kritisch: Falls die Chieus weiter vorstossen, fällt ihnen die Artillerie, im Nebel zur Untätigkeit verdammt, in die Hände. Zwei Züge Legion werden zur Deckung der Artillerie nach vorne beordert.

Da hebt sich der Nebel. Die Schlacht ist entschieden.

Am Horizont zeichnen sich der waldbestandene, trapezförmige Tiz Rimi und zu seiner Linken die schroffen Höhen des Djebel Beni-Mellal ab. Die Maschinengewehre beginnen zu visieren, und im Nu werden die Anhöhen von einem niederprasselnden Eisenhagel zugedeckt, die Chieus ziehen sich zurück. Noch leisten sie in den Schluchten Widerstand. Flieger machen sie ausfindig, werfen Bomben ab.

Unten gehen die Legionäre mit Todesverachtung zum Angriff mit der blanken Waffe über. Da werden die trotzigen Söhne des Gebirges von Panik ergriffen. Mit ohnmächtiger Wut sehen die Scheiks und die Marabus (Priester), welche die Kämpfer immer wieder mit Zurufen aufmuntern, dass weiterer Widerstand unnütz ist. Tausend Verwünschungen schleudern sie auf die Häupter der Ungläubigen und hadern mit Allah.

Ich hatte genug gesehen und erlebt. So rasch wie möglich kehrte ich nach Fez und von dort nach Rabat zurück, in den Küstengegenden war es doch bedeutend friedlicher und – komfortabler.

Der ungesühnte Mord

Eine Revolution weist häufig die Merkmale einer vulkanischen Eruption, einer Naturkatastrophe auf. Wir würden es sicher als grotesk empfinden, wenn beispielsweise die Dreier-Kommission des Basler Strafgerichtes aufgefordert würde, darüber zu urteilen, ob die Französische Revolution statthaft war oder nicht oder ob Danton und Robespierre wegen Verstosses gegen die öffentliche Sicherheit posthum zu verurteilen seien.

Zu solchen Überlegungen führte der Umstand, dass in Lausanne vor einem Geschworenengericht praktisch der Versuch unternommen wurde, über die Russische Revolution zu Gericht zu sitzen.

Ich wage zu behaupten, dass in jenen Jahren viele junge Menschen, welche freiheitlich empfanden, im Stillen mit der russischen Revolution sympathisierten. Sie hat gleich einer Grundwelle ein längst morsch gewordenes Regime hinweggefegt.

Es geht die Sage, dass ein Ermordeter so lange umgeht, bis das an ihm begangene Verbrechen gesühnt sei. Wenn dem so wäre, so müsste heute noch in einem Lausanner Hotel ein Gespenst sein Unwesen treiben.

Am 10. Mai 1923 erschoss der Auslandschweizer Conradi im Hotel Cecil in Lausanne den russischen Gesandten Worowski, welcher während der Genue-Konferenz einer der engsten Mitarbeiter des damaligen russischen Aussenministers Baron Tschitscherin gewesen war.

Diese Tat hat im In- und Ausland ein ungeheures Aufsehen erregt.

Am 5. November 1923 begann im Casino Montbenon, auf dem gleichen Hügel, auf dem sich das Bundesgericht befindet, vor einem waadtländischen Geschworenengericht der Prozess gegen den Attentäter.

Der Prozess hatte von Anfang an tiefstes Niveau. Ein Beispiel: Advokat Schöpfer, der Verteidiger Conradis, verlangte, die Zivilpartei, welche die Interessen der Witwe Worowski wahrte, müsse den Beweis erbringen, dass Worowski verheiratet gewesen sei. Darauf antwortete Maître Dicker, der Bundesrat habe an Witwe Worowski ein Beileidstelegramm geschickt, in der Annahme, dass sie die legitime Gattin des Ermordeten sei. Bei dieser Gelegenheit verwies Dicker darauf, dass ein grosser Teil der welschen Presse Partei für Conradi genommen habe.

Die Diskussion zwischen den Anwälten wurde mit solchem Temperament geführt, dass Präsident Fonjallaz immer wieder eingreifen musste. Ein ruhen-

der Pol blieb Staatsanwalt Capt, der wenigstens versuchte, objektiv zu bleiben, obwohl auch bei ihm die antibolschewistischen Ressentiments immer wieder hervorbrachen.

Die Verteidiger protestierten dagegen, dass in der Presse Mitteilungen über die Voruntersuchung gegen Conradi publiziert worden seien. – Maître Dicker gehörte dem Nationalrat an. Er wies darauf hin, dass, bevor die Anwälte der Zivilpartei und des Angeklagten Kenntnis von den Akten hatten, Bundesrat Motta das ganze Protokoll in der Geschäftsprüfungskommission des Nationalrates verlesen habe – schon damals habe die Presse Kenntnis bekommen.

Übrigens: Typisch für diesen eigenartigen Prozess war die Tatsache, dass die Verteidiger von Anfang an versuchten, die Ankläger, die Zivilpartei, jene, welche die Interessen des Opfers vertraten, in die Defensive zu drängen. Dass ihnen dies weitgehend gelungen ist, stellt der Objektivität der Gerichtsleitung kein gutes Zeugnis aus. M. Dicker vertrat die Tochter Worowski, Dr. Franz Welti, ein bekannter Basler Anwalt und überzeugter Kommunist, die Witwe Worowski.

Conradi, der Mörder, hatte ein auffallend mageres, nicht unschönes Gesicht, dichte, fast blauschwarze Haare – eigentlich ein Jüngling, der seine Unsicherheit hinter verbissenen Zügen zu verbergen suchte.

Neben ihm der zweite Angeklagte, ein grosser Russe, früherer Offizier, namens Polunin, der Anstifter, der Mephisto, der eigentliche Mörder, der mit strahlendem Gesicht da sass, als mache ihm die ganze Sache einen Heidenpass. Er wurde von Maître Aubert verteidigt.

Die Vorlesung des Polizeiberichtes zeigte, dass Conradi nach der Tat hätte fliehen können, wenn er gewollt hätte. Der Polizeikommission erklärte er sofort, er habe seine Verwandten an dem Bolschewisten rächen wollen.

In einem Brief an seine Schwester hat Conradi Russland als seine Heimat bezeichnet, eigentlich war er Bündner. Seine Familie, welche in Petersburg wohnte, hatte unter den Bolschewisten Schwerstes mitgemacht. Conradi war schon früher, in Berlin, entschlossen gewesen, einen führenden Bolschewisten als Rache für die Unbill an seiner Familie zu töten. Ein merkwürdiges Licht auf die Motive, welche Conradi zu seiner Tat bewogen, wirft indessen der Umstand, dass er im Solche Polunins stand und von diesem mit reichlichen Geldmitteln versehen wurde.

Später wurde bekannt, dass diese Mittel aus der Kasse einer im Ausland tätigen zaristischen Organisation stammten. Polunin bestritt die Finanzierung

nicht. Er bekämpfe den Bolschewismus mit allen Mitteln, bis er eines Tages völlig ausgerottet sei.

Polunin war übrigens vorher im Kaukasus tätig gewesen. Die Russen hatten ihn erwischt und, wie er erklärte, zum Tode verurteilt. Es war ihm gelungen, zu entkommen. Er hatte dort der Hinrichtung von 285 Gefangenen beigewohnt. Seine Frau und seine Tochter seien von den Bolschewisten aufs Schwerste misshandelt worden. Die Russen hätten versucht, ihn für Deutschland anzuwerben, wo eine Revolution vorbereitet werde. Er habe abgelehnt.

Nicht uninteressant war die Antwort Conradis auf die Frage des Präsidenten nach dem wahren Grund seiner Tat: Nirgends in der Welt habe ich Recht erhalten können. Nirgends besteht ein Gerichtshof, der die russischen Banditen zur Rechenschaft zieht. Da habe ich mir mein Recht selber verschafft, nicht zuletzt deswegen, weil die Bolschewisten es gewagt haben, Schweizer Boden mit ihrer Gegenwart zu beschmutzen.

Die Zeugeneinvernahmen ergaben einmal mehr die Richtigkeit des Wortes: eines Mannes Rede ist keine Rede, man höre sie denn alle bede.

General Dostowalow, früher Divisionsgeneral und Generalstabschef einer antikommunistischen Truppe, welcher seinen Frieden mit dem Regime gemacht hatte, berichtete, wie bei der weissen Armee Befehl gegeben worden sei, alle roten Gefangenen niederzumachen. So wurden einmal 2'000 Gefangene getötet. Der Terror der Weissen sei bedeutend schrecklicher gewesen als der Terror der Roten.

General Dostowalow hatte ausdrücklich festgestellt, dass er kein Bolschewist sei, sondern russischer Patriot, und er sei der Ansicht, sein Land müsse gegen alle hungrigen Nachbarn verteidigt werden.

Ein weiterer russischer General schilderte all die Greuel, welche von der Armee General Wrangels und Demikins, die versucht hatten, die Revolutionsarmeen niederzukämpfen, begangen worden sind. Nicht minder grausam sei es bei der von den Amerikanern unterstützten Armee des Generals Koltschak zugegangen, die anfänglich von den Bewohnern sympathisch aufgenommen worden sei. Nach einem Bericht eines Amerikaners im Hauptquartier Koltschaks seien reiche Leute beraubt, Frauen vergewaltigt worden, die Gefangenen habe man umgebracht, die Soldaten hätten sich in steigendem Masse den Hass der gesamten Bevölkerung zugezogen. General Semenow, der mit Koltschak zusammenging, habe über 31'000 ohne Urteil hinrichten lassen. Als Semenow später versucht habe, nach Amerika zu reisen, habe ihm der Senat die Einreise verboten.

Ein Zeuge, Jean de Mur alt, berichtete, dass schon sein Grossvater die Familie Conradi gekannt habe; er selbst war 1915 und 1916 in Petersburg und habe die Familie etliche Male besucht. Sie hätten ein schönes Familienleben gehabt. Vater Conradi sei ein grosser Arbeiterfreund gewesen. Onkel Conradi sei im September 1918 mitten in der Nacht aus dem Zimmer geschleppt und dann ermordet worden. Die Familie sei völlig verarmt, die Mitglieder in alle Winde zerstreut worden.

Edith Conradi, eine Cousine des Täters, bestätigte die Darstellung Muralt's: Die Familie habe sich vergeblich an die schweizerische Gesandtschaft gewandt. Diese konnte nichts machen; der Vater blieb verschwunden. Die Bolschewisten seien dann gekommen und hätten mit Möbelwagen ihre Möbel, Betten usw. weggeschleppt; das Silber und die Uhr sei ihnen schon vorher gestohlen worden. Sie seien dann gezwungen worden, wie Sklaven zu arbeiten. Danach hätte in Petersburg Hungersnot geherrscht und es seien viele Menschen dabei umgekommen.

Ein Dr. Mattli aus Chur, welcher die Familie gut kannte, erzählte von einem Brief, den er aus Petersburg erhalten habe, wonach Vater Conradi aus Irrtum erschossen worden sei.

Aus den Einvernahmen eines Kellners des Hotel Cecil ergibt sich, dass man zuerst glaubte, Conradi habe alle drei in der Hotelhalle anwesenden Sowjetrussen getötet. Tot war indessen nur Worowski, während Divilkowski nicht ungefährlich verletzt war. Ein dritter, Arens, habe sich zu Boden geworfen. Die beiden Russen hatten sich dann totgestellt, um weiteren Schüssen zu entgehen.

Aus diesen und weiteren Zeugeneinvernahmen bekam man den Eindruck, dass der rote und weisse Terror in Russland «gleichwertig» waren – und es hätte der Weisheit eines Salomon bedurft, um objektiv darüber zu entscheiden, wer grausamer war, die Bolschewisten oder jene, welche versuchten, der Gegenrevolution in Russland zum Siege zu verhelfen.

Und all diese leidenschaftlichen Aussagen und Diskussionen zielten bewusst darauf ab, davon abzulenken, dass ein Schweizer auf Schweizer Boden einen ausländischen Diplomaten, den seine Bekannten als liebevollen Familienvater, als stillen, seriösen Menschen geschildert hatten, ermordet hatte, nur weil er ein Bolschewist war. Und dass Conradi, der mit den Bolschewisten hatte abrechnen wollen, dies getan hatte, und zwar gegen angemessene Bezahlung, wie sich im Prozess unzweideutig ergab.

Bei den Verhandlungen spielten auch die Vertreter der Ligue Vaudoise,

der waadtländischen Sektion der Ligue Nationale Suisse, eine eher unklare Rolle. Waren es Fascisten, waren es Halbfascisten oder bloss extreme Antikommunisten?

Den meisten der bei Ausbruch der Revolution in Russland lebenden Schweizern, welche es zum Teil zu ansehnlichen Vermögen gebracht hatten, erging es schlecht. Es ist ohne Weiteres verständlich, dass diese Russlandschweizer auf die russische Revolution nicht gut zu sprechen waren. Wenn einer sein ganzes Leben gearbeitet hat und in seinen alten Tagen um die Früchte seiner Arbeit betrogen, ja beraubt wird, wird er für seinen gerechten Zorn in der Schweiz immer Verständnis finden.

Aber all diese Fragen standen ja nur sekundär zur Diskussion. Sie wurden aufgerollt, um zu zeigen, wieso Conradi so hasserfüllt war, dass er zum Mord schritt. Aber da stimmte etwas nicht. War Conradi nicht in der russischen Kadettenschule gewesen? War er nicht ein fanatischer Monarchist geworden? Hatte nicht seine Familie für diese Stellungnahme büssen müssen?

Es war sein gutes Recht, Zarist zu sein. Nur: die Bolschewisten räumten mit allen Zaristen auf, da sie in ihnen jene sahen, welche das russische Volk jahrhundertlang unterdrückt hatten.

Mit seiner prononcierten Stellungnahme hat Jung-Conradi wohl seine Familie ins Unglück gebracht. Sie wurde an seiner Stelle verfolgt, und er rächte dann die Verfolgten. Der Höllenzirkel hatte sich geschlossen.

Wladislawa Conradi, die Frau des Täters, eine auffallend hübsche Russin polnischer Abstammung, welche nur russisch sprach, bezeugte, dass sie von den Plänen ihres Mannes nichts gewusst hatte. Auch sie schilderte die Leiden der Familie Conradi. Die Tat ihres Mannes sei ihr durchaus verständlich.

Zwischenhinein erzählte der Chef des Roten Kreuzes, Dr. Lodigensky von der grauenhaften Tätigkeit der roten Tscheka, dem russischen Gegenstück zur späteren deutschen Gestapo. Als 20 Krankenpflegerinnen von der Tscheka festgenommen worden seien, habe man sie nackt ausgezogen, vergewaltigt, gefoltert, ausgepeitscht und nachher erschossen. Überall Mord, Schande, Folter; Kinder wurden nicht verschont. Der Chef des Roten Kreuzes lässt Photos von diesen Schreckensszenen aus Kiew zirkulieren, worauf die Zivilpartei ähnliche Photos vom weissen Terror in Kiew in Umlauf setzt.

Die Mutter Conradis und seine Schwester, die zur Zeit des Prozesses beide in Zürich lebten, vervollständigten das Bild von der Heimsuchung in Peters-

burg. Nicht nur der Onkel sei getötet worden, man habe auch der Tante den Schädel eingeschlagen. Der Vater, der stolz darauf gewesen sei, dass sein Sohn russischer Offizier geworden sei, sei verschiedentlich eingekerkert und so missandelt worden, dass er im Alter von 44 Jahren gestorben sei.

Die Fabrik, die ihm gehört habe, sei enteignet worden, und die Familie habe später völlig verarmt und mittellos in die Heimat zurückkehren können. Sie stünden heute zu ihrem Moritz Conradi, der die furchtbaren Leiden der Familie an einem prominenten Führer der Unterdrücker gerächt habe.

Interessant sind weitere Zeugenaussagen, wonach die Verfolgung der Schweizer in Russland besonders stark eingesetzt hatte, als Frau Balabanoff aus der Schweiz ausgewiesen worden sei. Die Russen hatten auch das gesamte Vermögen des schweizerischen Wohltätigkeitsvereins, zu dessen grossen Gönnern Vater Conradi gehört habe, in der Höhe von über einer Million Rubel beschlagnahmt. Moritz Conradi selber habe übrigens seinen Beitrag im Schweizer-Verein nie bezahlt.

Damals wurden auch die Archive unserer Gesandtschaft in Petersburg ausgeraubt und, nach dem Bericht des Eidg. Politischen Departementes, 21 von den 26 Kisten gestohlen und geplündert – Kisten, welche mit Wertgegenständen gefüllt waren, welche die Schweizer auf die Gesandtschaft gebracht hatten. Das geplünderte Gut dürfte einen Wert von 6 bis 10 Millionen Schweizer Franken gehabt haben.

Die Geschworenen wurden unter anderem gefragt, ob Conradi Worowski absichtlich und mit Vorbedacht mit einer Schusswaffe getötet und ob er unter einem unwiderstehlichen Zwang (*force irrésistible*) gehandelt habe. Aus den langen Reden der Anklage und der Verteidigung nur wenige markante Sätze:

Dr. Franz Welti, welcher die Interessen der Witwe des Ermordeten wahrnimmt: «Die Frage der russischen Revolution wird nicht vor einem waadtländischen Geschworenengericht, sondern vor dem Forum der Welt entschieden.»

Der russische Anwalt Tschlenow aus Moskau, welcher die Interessen des beim Attentat verletzten Divilkowski vertritt, verweist darauf, dass in Russland Millionen dem Urteil in Lausanne mit Spannung entgegensähen. Den roten Terror bestreite er nicht, der weisse sei nicht weniger schrecklich gewesen. Und schliesslich habe sich das Volk selbst erhoben, sonst wäre es nicht möglich gewesen, alle die Generäle Wrangel, Demikin, Kolttschak, die von den Alliierten

unterstützt worden seien, zu schlagen.

Klar und eindeutig fordert Staatsanwalt Dr. A. Capt, obwohl auch er noch einmal das bolschewistische Regime kritisch durchleuchtet, eine Verurteilung Conradi: «In unserem Lande ist es nicht erlaubt, Politik mit der Browning in der Hand zu treiben.» /

Von den 9 Geschworenen müssen 6 ein «Schuldig» aussprechen, sonst ist Conradi freigesprochen. Der Staatsanwalt weist ganz besonders auf diesen Umstand hin. Den unwiderstehlichen Zwang, der Conradi zur Tat getrieben habe, lehnt Capt ab. Polunin sei nach seiner Ansicht noch schuldiger als Conradi. Von den Geschworenen erwarte er kein hartes, aber ein gerechtes Urteil.

Aubert verteidigt sodann Polunin. Schöpfer tritt für Conradi in einer Weise ein, dass ein boshafter Kollege bemerkt: «Wenn Conradi mild wegkommt, verdankt es es nicht seinem Schöpfer, sondern seinem Schöpfer.» Zwei Sätze aus seinem Plädoyer, in dessen Verlauf er Conradi mit Wilhelm Teil verglichen hat: «Wenn Sie Conradi und Polunin verurteilen, so rechtfertigen Sie alle den Schrecken jenes Blutregimes. Von Euch verlangen wir einen Freispruch, um der Welt zu zeigen, dass es noch ein Land gibt, wo der Bolschewismus gerichtet wird.»

Nach 11-tägigen Verhandlungen, am 16. November 1923 um 17 Uhr 45, erfolgt die Urteilsverkündung. Es ist ein Freispruch für beide Angeklagten; es haben nur 5 von den Geschworenen ein «Schuldig» ausgesprochen, so dass das notwendige Quorum für eine Verurteilung nicht erreicht ist.

Die Angeklagten werden unter ungeheurem Jubel freigelassen. Ich telephoniere sofort Bundesrat Motta, welcher mit Spannung auf das Urteil wartet. Sein kurzer Kommentar: «Quel malheur!»

Conradi selber verschwand wenige Monate später aus der Schweiz, er ging in die Fremdenlegion, wo er als Unteroffizier in einem Kampf gegen die Kabylen gefallen sein soll.

Dass der Mord an einem Gesandten auf Schweizer Boden gerichtlich ungehört blieb, hat indessen weder der Freiheit in Russland, noch dem Frieden gedient.

Von der Atmosphäre des Völkerbunds

Wer von 1922 bis 1936 Völkerbundsjournalist gewesen ist, könnte eigentlich eine Historie dieser für die Sicherung des Völkerfriedens geschaffenen Institution schreiben.

Der Völkerbund war im Grunde genommen ein natürliches Kind des amerikanischen Präsidenten Wilson, der, als er sah, was seine Verbündeten aus seinem Kinde gemacht hatten, von seiner Vaterschaft nichts mehr wissen wollte. Vorab Frankreich betrachtete den Völkerbund als ein Instrument der Sicherung des Vertrages von Versailles, welcher von den Vertretern der USA wohl unterschrieben, aber nie gebilligt worden war. Das war auch ein Grund, warum die Vereinigten Staaten dem Völkerbund von Anfang an fernblieben, was eine bedeutsame Schwächung dieser universell gedachten Institution bedeutete.

In den zwanzig Jahren seiner faktischen Existenz hat der Völkerbund Höhepunkte und Depressionen erlebt. Höhepunkte waren unzweifelhaft die von innerer Überzeugung getragenen Vorstösse Aristide Briands für eine Abrüstung und später für eine Annäherung an Deutschland, für eine Aussöhnung der Völker. Unvergesslich jene gewaltige Rede des grossen Franzosen – sein melancholischer grauer Schnauz stempelte ihn zu einem waschechten Gaulois –, als er mit einer Stimme, welche wie ein herrliches Cello klang, in die Versammlung rief: «Arrière les fusils, arrière les canons!» Es waren keine Phrasen, es war ihm bitter ernst.

Mit Briand verbanden mich Jahre gegenseitiger Sympathie und solider Freundschaft. Manchmal assen wir gemeinsam im Club des Gauches, im Café Grütli; später kamen dazu auch Edouard Herriot, der Maire von Lyon und spätere französische Ministerpräsident, der Italiener Modigliani, Ruedi Breitscheid, Präsident des Auswärtigen Ausschusses des Reichstages, und viele andere. Auch ein gewisser Wesemann, Korrespondent des Berliner «Vorwärts», war dabei, der später ein Agent der Nazi wurde und die Entführung Berthold Jacobs aus Basel nach Deutschland organisierte. Er wurde dann vom Basler Strafgericht unter dem Vorsitz von Dr. C. Miville zu einer Zuchthausstrafe verurteilt.

Der Club des Gauches traf sich regelmässig am Donnerstag. Freimütig wurde diskutiert, und wenn Briand eine seiner kleinen Bosheiten über Motta sagte, vergalt ich es ihm mit einem Wink in der Richtung auf die Chauvinisten

in Frankreich, welche die Schweiz nach dem Krieg als besiegte Nation behandelt und unter Verletzung bestehender Verträge das Zonenregime von Genf aufgehoben hatten, sie, die Franzosen, die Gralshüter internationaler Verträge.

Wahrlich, es fehlte nie an Diskussionsstoff, und für den Journalisten waren diese Treffen sehr interessant. Briand hatte für die Schweiz keine besondere Sympathie. Er fand sie kleinlich, knorzig, eine Nation von Kleinkrämern. Immerhin gelang es im Laufe der Jahre, ihm eine etwas bessere Meinung über unser Land zu vermitteln.

Briands boshafter Witz stiess bei einem Basler auf ganz besonderes Verständnis. Als an einem warmen Septembernachmittag im Schosse der Abrüstungskommission während eines endlosen Referates alle Delegierten schliefen, öffnete Briand die Augen und sah, dass der Italiener Scialoja die Augen weit offen hatte. «Leiden Sie immer an Schlaflosigkeit?» fragte halbblaut der Franzose.

A propos schlafen: Auch unser Vertreter in der Abrüstungskonferenz, ein Herr Ständerat, hatte den Moment, wo er in kurzer Rede den besonderen Standpunkt der Schweiz als eines neutralen Staates hätte begründen sollen, verschlafen. Den Text der Rede hatte ich ihm schon vorher abgeluchst und im Zeitpunkt, wo sie hätte gehalten werden sollen, telephonisch an die SDA übermittelt. Die Rede ist nie gehalten worden, ist aber trotzdem in allen Zeitungen erschienen. Meine Kollegen zeigten sich äusserst fair, sie kannten den Tatbestand und waren mit mir einig, dass die Verantwortung für die Lage auf den Nichtreferenten fiel. Solidarität war unter Völkerbundsjournalisten kein leerer Begriff...

Genf hatte damals ein besonderes Klima, in verschiedener Hinsicht; ich will nicht deutlich werden, aber die Diplomaten mit ihren vielen Mitarbeitern lockten den Demi-Monde in reichem Ausmass an, eine an sich natürliche Erscheinung.

Als wir einmal gegen Abend vom Völkerbundspalais dem Quai Wilson entlang gegen die Montblanc-Brücke bummelten, spazierte vor uns ein Kollege mit einer Dame, deren Ruf zumindest zweifelhaft war. Da fragte ein junger Deutscher, mit dem Milieu wenig vertraut, den bissigen Dr. Max Beer, den Vater des Buches «Der Weg nach Genf», wer die Dame «da vorne» sei. Der meinte trocken: «Was, die kennen Sie nicht, das ist doch die Witwe des unbekanntenen Soldaten...»

Der Dienst als Journalist beim Völkerbund war keine leichte Sache. Über Vollversammlung, Rat, wichtige Kommissionen wie die politische und die

Abrüstungskommission musste fortlaufend und eingehend berichtet werden. Oft mussten auch Verhandlungen zwischen einzelnen Delegationen aufmerksam verfolgt werden, da sie zu gegebener Zeit sich auf das Gesamtbild des Völkerbundes wieder auswirkten. Man musste gleichzeitig an den verschiedensten Orten sein, über alles informiert sein, über alles berichten.

Mit einem Gefühl stillen Grauens denke ich an den scheusslichen Reformationssaal zurück, wo bis in die dreissiger Jahre hinein die Vollversammlung tagte. Die Ventilation war schlecht, die Luft miserabel, und häufig kam dazu noch eine drückende Hitze. Da half oft nur ein ausgewachsener Galgenhumor, und als wir eines Vormittags – am Abend vorher waren wir an einem üppigen Bankett mit rassigen Weinen gewesen – mit etwas schweren Köpfen in dieser Hölle uns die Finger krumm schrieben, neckte mich mein Tribünnachbar Dr. Albert Oeri, welcher an Banketten im Trinken meistens sehr massvoll blieb, und meinte, ob ich kein Mittel für mein Schädelbrummen hätte.

«Doch», sagte ich, «ich gehe hinunter und esse einen Hitler-Häring.»

«Hitle>Häring, was ist denn das?»

«Ein Bismarck-Häring ohne Kopf», war die Antwort.

Der Reformationssaal hatte noch einen weiteren Minuspunkt, die Akustik war unmöglich; trotz Mikrophon konnten verschiedene Redner nicht verstanden werden. Und da gab es Redner, welche angeblich Französisch oder Englisch sprachen, aber mit dem Akzent ihrer geliebten Heimat.

Das führte etwa zu drolligen Missverständnissen. Als eines Tages der persische Chefdelegierte Prinz Arfa ed Dowleh mitten in einer Debatte über Abrüstungsfragen das Wort ergriff, wetteten wir auf der Pressetribüne, ob er Englisch oder Französisch spreche. Wir verstanden kein Wort. Ich musste aber, da ich die Verhandlungen primavisierte, also sofort von Hand ins Reine schreiben musste, um jeden Preis ein paar Zeilen von mir geben und schrieb mit jener inneren Sicherheit, die ein Journalist in gewissen Momenten einfach haben muss, dass Persien als friedliebendes Land sich ebenfalls für die Abrüstung einsetze.

Meine Version machte praktisch auf der ganzen Tribüne die Runde. Einer schrieb sie dem andern ab, es war beinahe wie im Gymnasium. Die Version war falsch. Der Perser hatte gesagt, wenn man schon im Kampfe gegen die Rauschgifte den Opiumanbau einschränken wolle, müsse man Persien bei der Schaffung von Ersatzkulturen wie Getreidebau behilflich sein.

Die Perser waren über die Presse wütend. Zuerst hatten sie geglaubt, man wolle sich über sie lustig machen. Eine eingehende Aussprache zwischen dem Genfer Mentor der Perser, Professor Privat, und einigen Journalisten brachte eine Klärung der ungefreuten Situation.

Die Perser forderten Berichtigungen und Entschuldigungen in der Presse. Berichtigen wollten wir nicht, die Sache war zu blamabel. Da blieb nur der Weg der Gegenoffensive. Wir klagten über die Unverständlichkeit des Redners, baten die Perser, ihrem Chef nahezu legen, die Rede das nächste Mal vorher verteilen zu lassen. Übrigens könne er auch in seiner Muttersprache reden und einen Übersetzer für die Übertragung in eine der offiziellen Sprachen engagieren.

Am Schluss einigte man sich auf einen Kompromiss. Es wurde vereinbart, dass der Perser seine Rede noch einmal im Schosse der Kommission zur Bekämpfung der Betäubungsmittel halten solle, worauf dann alle fehlbaren Zeitungen einen Bericht von mindestens 30 bis 40 Zeilen veröffentlichen würden. Und so geschah es!

Nun, der Völkerbund hatte auch seine Glanzzeiten, mit berühmten Rednern und Staatsmännern wie dem grossen Griechen Venizelos, dem beredten Rumänen Titulescu, dem 80jährigen ungarischen Grafen Apponyi und seinem Nachfolger Graf Bethlen («Lass sie zu Bethlen gehn, wenn sie (h)-ungrisch sind»), wurde ihm höhnisch bedeutet, als er von der Not seines Landes sprach).

Und Motta! Man darf ihn ruhig als Staatsmann bezeichnen, auch wenn die Schweizer die Gewohnheit haben, ihre eigenen Politiker mit dem Verkleinerungsglas zu betrachten...

Erwähnt sei auch die Rolle des grossen Baslers Professor Dr. Carl J. Burckhardt, den der Völkerbund im Jahre 1937 zum Kommissar des Völkerbundes in der Freien Stadt Danzig wählte und der sein Amt trotz schwerster Angriffe der Nazi und direkter Drohungen Hitlers bis zum bitteren Ende, bis zum Überfall Deutschlands auf Polen mit ebenso viel diplomatischer Klugheit wie zäher Tapferkeit verwaltete.

Man mag sich zu dieser ersten überstaatlichen politischen Weltorganisation stellen wie man will – ich habe seinerzeit bei der eidgenössischen Volksabstimmung über den Eintritt der Schweiz in den Völkerbund dafür gestimmt, wenn auch mit schlechtem Gewissen –, eines muss man zugeben: Er hat trotz seiner konstitutionellen Schwäche viel geleistet. Sein Hauptziel, eine allgemeine Abrüstung herbeizuführen und so den Weltfrieden zu sichern, hat er nicht erreicht.

Und doch hat er manches erreicht. Mit zu den Wächtern über seiner Grundidee gehörte die Schweiz. Bundesrat Motta hat es schon in der ersten Session des Völkerbundes gewagt, darauf hinzuweisen, dass der Völkerbund so lange nicht universell sei, so lange ihm Deutschland und die USA nicht angehörten, eine nüchterne Feststellung, welche die Franzosen arg verschnupfte.

Und der Völkerbund hat auch Kriege verhindert. So, als im September 1923 Italien unter Führung Benito Mussolinis – Benito heisst der Gesegnete – versuchte, Griechenland die Insel Korfu zu entreissen. Da war die Genfer Institution wachsam.

Es waren die Skandinavier unter Führung des berühmten Nordpolfahrers Fritjof Nansen, welche den Stier bei den Hörnern packten und auf die Pflicht des Völkerbundes, zu intervenieren, hinwiesen. Die Franzosen versuchten eher zu lavieren, um sich die Unterstützung des italienischen Nachbarn bei der Eintreibung der deutschen Reparationen nicht unnötig zu verscherzen.

Die Situation war denkbar einfach: Griechenland hatte eine Intervention des Völkerbundes erbeten, da Italien bereits einen Teil der Insel Korfu besetzt hatte. Der Pakt garantiert jedem Völkerbundsmitglied die territoriale Integrität und die politische Unabhängigkeit.

Im Grunde genommen ging es nicht um Korfu oder Griechenland, sondern um die Existenz, genauer die Existenzberechtigung des Völkerbundes selbst! Sein Ziel, ein Schutz der Schwachen und ein Hort des Friedens zu sein, war aufs Höchste gefährdet. Es war vor allem die Erklärung Lord Robert Cecil's, die wie eine kalte Dusche auf alle jene wirkte, die da geglaubt hatten, durch geschickte Advokatenkniffe den Völkerbund von seinen Verpflichtungen befreien zu können. Sogar Belgien, der getreueste Verbündete Frankreichs, stellte sich auf die Seite der Kleinstaaten – es wusste eben am besten, wie es tut, wenn man mitten im Frieden von einer Grossmacht überfallen wird.

Dass es auch in dramatischen Stunden an unfreiwilliger Komik nicht fehlte, zeigt das nachstehende verräterische Detail: Der italienische Delegierte Sallandra (his master's voice) hatte im Völkerbundsrat die Vertagung des Korfu-Problems verlangt und auch momentan durchgedrückt. Mussolini hatte mitteilen lassen, er werde dem Völkerbund die kalte Schulter zeigen, wenn dieser es sich einfallen lassen sollte, ihn bei der «Pfandergreifung» – gemeint war die Besetzung Korfus – etwa zu stören. Gut, der Völkerbund rührte auf Wunsch

Italiens das heisse Eisen nicht weiter an und schritt zur Behandlung eines weiteren Themas: «Die internationale Abrüstung», Referent: seine Exzellenz Salandra. Nie vergesse ich das sarkastische Lächeln, welches kaum bemerkbar einen Augenblick über die scharfen aristokratischen Gesichtszüge Lord Cecil's huschte.

Schliesslich ermannte sich der Völkerbundsrat. Griechenlands Gesuch wurde geschützt. Italien musste einlenken, musste Korfu wieder herausgeben.

Der Völkerbund hatte seine erste grosse Krise überstanden. Umso bitterer versagte er zwölf Jahre später, als Italien Abessinien überfiel und eroberte – Mussolini konnte seine Revanche am Völkerbund nehmen und hatte dabei im französischen Ministerpräsidenten Laval einen willigen Komplizen...

Locarno – der grosse Versuch Briands und Stresemanns

Einst die grosse Hoffnung einer gequälten Menschheit, heute bloss gewordene Erinnerung: Im Oktober 1925 fand in Locarno jene Konferenz statt, die ein neues Klima, ein Klima der Verständigung auf dem europäischen Kontinent schaffen sollte. Zwei grosse Europäer, Aristide Briand und Gustav Stresemann, versuchten eine deutsch-französische Annäherung zu erzielen, welche für Europa Ruhe und Frieden sichern sollte.

An der Konferenz waren die führenden Staatsmänner Deutschlands (Reichskanzler Luther und Aussenminister Stresemann), Frankreichs (Briand), Englands (Sir Austin Chamberlain, nicht zu verwechseln mit seinem unglücklichen «Peace for our time»-Namensvetter Neville), Belgiens (Vandervelde), der Tschechoslowakei (Benesch) und Polens (Graf Skrzynski) beteiligt. Italien hatte nur einen ehemaligen Aussenminister (Prof. Scialoja) geschickt, da Mussolini nicht viel vom Friedensgeflüster – und wohl auch vom Frieden selber – hielt.

Die Schweiz war nicht vertreten, stellte aber als Gastland die notwendigen Konferenz- und Tagungsorte zur Verfügung, natürlich in engster Zusammenarbeit mit der Gemeinde Locarno. Auch die telephonischen Verbindungen via Gotthard wurden in aller Eile verbessert.

Über zweihundert Journalisten waren aus der ganzen Welt zusammengeströmt. Als in den ersten acht Tagen der Konferenz – sie dauerte 14 Tage – nichts Wichtiges zu berichten war, erzählten sie, nebenbei gesagt, von dem einzig schönen Locarno, seiner wundervollen Umgebung, dem herrlichen Wetter. Während der ganzen zwei Wochen war ein Tag schöner als der andere, untertags sommerlich warm, abends angenehm kühl. Kurz, Locarno kam zu einer Fremdenverkehrswerbung, wie sie seither keine Schweizer Stadt in diesem Ausmass erleben durfte.

Die Schweizerische Depeschen-Agentur, die ich an der Locarno-Konferenz vertrat, hatte, da es in Locarno keine Tageszeitung gab, eigens für die Delegationen einen Informationsdienst eingerichtet. Er wurde jeden Morgen nach acht Uhr in die verschiedenen Hotels zugestellt mit allen wichtigen Meldungen aus der ganzen Welt, mit Kommentaren und sogar mit manchmal recht scharfen Presse-Kritiken, denn auch Diplomaten wissen gerne, ob ihre Ideen bei den Völkern auf günstigen Boden fallen. Übrigens, billig war dieser Dienst nicht...

Heute steht fest, dass der eigentliche Vater des Paktes von Locarno, wenigstens in seinen Grundzügen, der englische Botschafter in Berlin, Lord d'Abernoon, war. Sein grosses Ziel bestand darin, das nach dem Krieg verschupft in eine Ecke gedrängte Deutschland wieder als vollberechtigtes Mitglied in die europäische Völkerfamilie zurückzuführen. Er fand dabei die völlige Unterstützung des damaligen Aussenministers Chamberlain.

Von Chamberlain schrieb Dr. Albert Oeri in einer seiner trefflichen Formulierungen in den «Basler Nachrichten», er sei ausgestattet mit allen Vor- und Nachteilen politischer Phantasielosigkeit. Aber Chamberlain war zäh, zäh wie ein Engländer sein kann, wenn er ein Ziel um jeden Preis erreichen will. Seinem unbeirrten Durchhaltewillen war zu einem wesentlichen Teil der Erfolg der Konferenz zuzuschreiben.

Dass ein guter Abschluss nicht zum vornherein feststand, war nicht zuletzt auf das Misstrauen der Tschechen und Polen zurückzuführen, die befürchteten, dass hier ein Pakt abgeschlossen werde, dessen Kosten demmaleinst ihre beiden Länder bezahlen müssten, Befürchtungen, in denen sie von dem «zufällig» am Langensee sich aufhaltenden russischen Aussenminister Baron Tschitscherin diskret bestärkt wurden. Unvergesslich ist mir, wie mir eines Abends in einem stillen Hotelwinkel der tschechische Ministerpräsident Eduard Benesch, ein Staatsmann mit dem Blick eines Sehers, melancholisch andeutete, dass sein Land trotz allen Verträgen eines Tages Opfer der deutschen Angriffslust sein werde...

Benesch war ich durch Hofmann, seinen Botschafter in Berlin, nähergekommen. Tschechen und Polen waren froh, durch einen Schweizer Journalisten die Möglichkeit zu haben, die Stimme des «fünften Rades am Wagen» inmitten der Grossen zu erheben. Zugegeben, ich nützte meine einmalige Chance weidlich aus und gelangte immer wieder in den Besitz von Informationen, welche in den eigentlichen Konferenzkreisen als streng vertraulich bezeichnet, von mir aber der von der SDA bedienten Presse zugeleitet wurden, was nicht zuletzt den Unwillen der deutschen Delegation erregte.

Eines Tages wurde ich ins Hotel «Esplanade», den Sitz der deutschen Delegation, zum schwarzen Kaffee eingeladen. Da piff mich Minister Stresemann in Anwesenheit des deutschen Gesandten in der Schweiz Dr. Müller und meines Kollegen Oeri in einer Art und Weise an, dass ich unwillkürlich an die Rekrutenschule denken musste, welche ich im Tessin absolviert hatte. Er verbat sich

weitere Indiskretionen und verbot mir, meine – wie er sagte – die Konferenz schädigende Tätigkeit fortzusetzen.

Ich stand auf, bedankte mich höflich für den Kaffee und sagte seiner Exzellenz, er habe sich in der Adresse geirrt: Ich hätte weder von ihm noch von der deutschen Pressestelle Weisungen entgegenzunehmen, denn ich sei Schweizer und Schweizer Journalist. Stresemann schaute mich einen Augenblick nachdenklich an und antwortete dann: «Na, so schlimm war's nicht gemeint!» Er bot mir die Hand, ich schüttelte sie kräftig und ging.

Wir kamen später immer wieder zusammen, und mit der Zeit glaubte ich an sein ehrliches, politisches Streben, vor allem in Genf im Schosse des Völkerbundes. Ich lernte ihn auch ausserhalb der Konferenzsäle kennen. Als eines Tages der dritte Mann fehlte – Stresemann spielte leidenschaftlich gerne Skat – sprang ich ein. Zusammen mit Conrad Bernhard, dem persönlichen Sekretär des Ministers, haben wir von da an im «Metropol» und in der «Bavaria» in Genf manch schöne Partie gebaut. Bei Gelegenheit einer dieser gemütlichen Zusammenkünfte sagte mir der von seiner Rechtsopposition so schwer bedrängte Politiker: «Einmal, nur einmal möchte ich schweizerischer Bundespräsident sein. Hat's der gut...!»

Doch zurück nach Locarno. Der damalige Sindaco und nachmalige Nationalrat Rusca hatte die Konferenz mit einer formvollendeten Rede eröffnet. Es gab aber auch hier Höhen und Tiefen, Krisen und Klippen. In einem solchen kritischen Moment war es, dass sich deutsche und französische Staatsmänner erstmals seit dem Kriege von 1914 allein trafen. Reichskanzler Luther und Briand kamen im Albergo «Elvezia» in Ascona zusammen, um in direkter Aussprache die schwierige Frage der Garantierung der Grenzen Polens und der Tschechoslowakei zu erörtern.

Mein verstorbener Kollege Dr. Keller vom «Bund» schrieb damals, es sei typisch, dass sich die beiden ausgerechnet am Fuss des Monte Verità, dem «Berg der Wahrheit», getroffen hätten. Der Setzer hat ihm dann die ganze Pointe vermässelt, indem er aus dem Monte Verità einen «Monte Verdura» machte. Als der «Bund» in Locarno eintraf, bekam mein Kollege beinahe einen Tobsuchtsanfall. Aber der Druckfehlerteufel gehört nun einmal zu den Berufsrisiken eines Journalisten.

Der Pakt von Locarno hat Deutschland den Weg in den Völkerbund frei gemacht, obwohl sich Stresemann der Schwierigkeiten im eigenen Land durchaus bewusst war: Aspirationen der deutschen Nationalisten, Hass gegen Polen und geheime Wünsche der deutschen Minderheiten in der Tschechoslo-

wakei. Der deutsche Aussenminister hoffte aber, die Revision des Versailler Vertrages auf friedlichem Weg im Rahmen des Völkerbundes erreichen zu können und setzte sich deshalb mit aller Kraft für das Zustandekommen des Paktes ein. Die «Kleinen» aber blieben nach wie vor skeptisch. Der «rote Graf» aus Polen, Skrzynski, kämpfte bis zur letzten Minute zäh und verbissen gegen das, was er im kleinen Kreis die Illusion von Locarno nannte.

Eine Konferenz dieser Art wirft das Problem der Sicherheit der Staatsmänner und deren Bewachung auf. Die Bundespolizei hatte alle Hände voll zu tun, sich aus verschiedenen Städten, so auch aus Basel, Verstärkungen kommen zu lassen. Einem Basler Detektivkorporal war die nicht leichte Aufgabe überbunden, Briand diskret zu beschützen. Briand hingegen war der ausgesprochene Typ eines Bohémien. Einmal meinte er im Spass: «Wenn mich einer abknallt, hat er sicher Gründe dafür.» Ich konnte seinen Zynismus nicht teilen, weil ich immer an einen grossen Vorkämpfer des Völkerfriedens dachte: an den in den ersten Kriegstagen 1914 von einem rechtsextremistischen Attentäter erschossenen Jaurès...

Eines Abends hatte sich Briand durch eine Nebentür aus seinem Hotel fortgeschlichen und war auf seiner Wanderung durch die obere Altstadt von Locarno, San Giovanni, in eine kleine Osteria mit vier oder fünf Tischen geraten. Er bestellte einen Zweier Nostrano und kam bald mit einem Tessiner ins Gespräch, welcher ausgezeichnet Französisch parlierte, war er doch 35 Jahre Kaminfeger in Paris gewesen. Neugierig geworden, fragte er Briand, ob er etwa einer jener französischen Journalisten wäre, welche wegen der Konferenz nach Locarno gekommen seien. Ja, meinte Briand, er sei auch ein Journalist gewesen, aber er habe jetzt einen anderen Posten, er sei der französische Aussenminister und heisse Briand. Der Tessiner stutzte einen Moment, klemmte mit einem bemerkenswerten Erinnerungsvermögen an die ihm zu Gesicht gekommenen Pressebilder ein Zweifrankenstück ins Auge und sagte, seinen Tischnachbarn fröhlich anblinzelnd: «Und ich bin Chamberlain!» Diese kleine Geschichte hat mir Briand persönlich in einer unbeschwerten Stunde erzählt.

Zur feierlichen Unterzeichnung des Paktes kam auch Mussolini nach Locarno, doch musste in aller Stille ein kleines Hindernis aus dem Weg geräumt werden. Zur Zeit der Konferenz bestand nämlich noch ein Ausweisungsbefehl gegen den Duce, der ihm das Betreten schweizerischen Bodens unmöglich machte.

Mussolini war kurze Zeit Sekretär der italienischen Bauarbeiter-Sektion Binningen gewesen und hatte sich massgeblich an der Auslösung der Bauarbeiterstreiks vom März 1903 beteiligt. Es waren damals vor allem die Italiener, welche weitere Verhandlungen mit den Baumeistern hintertrieben hatten.

Um Unruhen zu begegnen, hatte die Regierung das Basler Inf.-Bat. 54 zu einem Ordnungsdienst aufgeboten. Kommandant war Oberst Bernoulli, der Oberbibliothekar der Universitätsbibliothek. Ein Zug der 3. Kompanie – befehligt von einem frischgebackenen Leutnant, Rudolf Niederhauser, welcher dann von 1919 bis 1935 Regierungsrat in Basel war – hatte sich bei der Münchenerbrücke den streikenden Italienern, welche gegen die Innerstadt drängten, entgegengestellt. An der Spitze des Zuges marschierte ein bleicher junger Mann, Benito Mussolini. Er sprach ziemlich gut Deutsch, was mit ein Grund für seine Vertrauensstellung bei den Italienern gewesen sein dürfte. Er gab seinen Landsleuten Befehl, den Weisungen des Militärs Folge zu leisten und umzukehren. (Dr. Rudolf Niederhauser, der trotz seiner 80 Jahre über ein glänzendes Gedächtnis verfügte, hat mir diese interessanten Angaben kurz vor seinem Tod vermittelt.)

Mussolini ist in der Folge von einem Detektivkorporal verhaftet und später an die Grenze gestellt worden. Die Miete und die Pension in Binningen ist er schuldig geblieben, und er hat die Schuld auch nicht bezahlt, als er auf dem Zenit seiner Macht stand.

Item, die Ausweisung wurde im Oktober 1925 in aller Stille aufgehoben. Es wussten übrigens nur wenige um dieses Faktum, und diese wenigen waren gebeten worden, zu schweigen. (Was haben wir nicht alles Motta zuliebe getan!) Beim Eintreffen auf Schweizer Boden hat Mussolini ein, in herzlichem Ton gehaltenes Telegramm geschickt, das ebenso herzlich erwidert wurde.

Mussolini wohnte in Locarno in der Villa Farinelli. Nachts lagen zwanzig bis dreissig Fascisten in ihren schwarzen Uniformen und mit einem furchterregenden Dolch bewaffnet unter den Bäumen rings um die Villa, um das Leben ihres teuren Duce mit ihren eigenen Leibern zu schützen – nur dachte niemand daran, dem Diktator ein Haar zu krümmen. Viele meiner Kollegen sagten sich das gleiche wie ich: Ist das ein Affentheater! Geschrieben hat's keiner. Mussolini war unser Gast, und deshalb galt auch hier das Sprichwort: Noblesse oblige...

Die meisten Delegationsführer statteten dem Duce einen Besuch ab, einzig

der greise Sozialist Vandervelde, Belgiens Ministerpräsident, vermied es, dem früheren Genossen die Hand zu schütteln.

Ich habe später noch zwei Interviews mit Mussolini gehabt, das eine in Stresa. Er machte jedesmal einen starken Eindruck auf mich. Aus seinen grossen, schwarzen Augen funkelte eine unerhörte Vitalität, und sein untersetzter Körper strotzte vor Energie. Er war ein Mann, wie man sich einen römischen Cäsar vorstellt, eine dynamische Persönlichkeit, von welcher man damals annehmen konnte, sie wüsste im gegebenen Moment ihre Leidenschaften zu zügelnd. Wenn etwa die Rede auf die Schweiz kam, glaubte man aus seinen Worten eine starke Sympathie für unser Land zu spüren, eine Sympathie, die für uns im Zweiten Weltkrieg, als Hitler mehrmals Angriffspläne gegen die Schweiz hegte, vielleicht trotz allem, von nicht zu unterschätzender Bedeutung war.

Am 16. Oktober 1925 fand im Palace-Hotel das ebenfalls historisch gewordene Pressebankett statt, an welchem der Präsident der internationalen Vereinigung der beim Völkerbund akkreditierten Journalisten – der einem Diplomatenpass ähnliche Mitgliedaussweis war für den Inhaber jeweils an der Grenze von grossem Nutzen – Ramon de Franch, Korrespondent der in Buenos Aires erscheinenden «Prensa», eine wahrhaft illustre Tafelrunde begrüßen konnte. Die Mitglieder der Delegationen aller Länder, welche an der Konferenz vertreten waren, nahmen daran teil; nur Mussolini war rasch wieder abgereist. Unvergesslich die Rede, mit welcher der sonst so trockene Chamberlain Staatsmänner und Journalisten zu wahren Beifallsstürmen hinriss: «Ich glaube, das Heil der ganzen Welt hing vom Erfolg unserer Arbeit ab. Aus dieser Konferenz in Locarno geht nicht ein aufgezwungener Friede hervor, sondern ein von allen aus eigenem Antrieb anerkannter Friede, der unseren Völkern die so notwendige Beruhigung und Erleichterung nach langen Jahren der Leiden bringen wird.»

Der Vertrag von Locarno wurde von den meisten Politikern als ein diplomatisches Bauwerk bewertet, das die Sicherheit der an ihm beteiligten Nationen garantieren und die Achtung vor dem Frieden wiederherstellen würde. Im Anhang zum Vertrag wurde eine Klausel unterzeichnet, in welcher die Garantieverpflichtung Frankreichs gegenüber der Tschechoslowakei und Polen ausdrücklich auf der Basis des Status quo festgehalten wurde. Was aber Frankreich im Oktober 1938 nicht daran hinderte, die Tschechoslowakei schmählich im Stich zu lassen!

Kaum waren Luther und Stresemann zu Hause, so wurde das Vertragswerk

von den deutschen Rechtsparteien nach Strich und Faden zerrissen. Revancheabsichten sind mit Friedensschalmeien eben nicht in Einklang zu bringen. Einzig der Berliner «Vorwärts» sprach von einem der grössten geschichtlichen Ereignisse, von einer Schicksalswende.

Wenige Tage nach Vertragsabschluss wurden Köln und die anderen noch besetzten deutschen Gebiete geräumt, die französischen Militärkommissionen wurden abgebaut, kurz, mit den französischen Zusagen wurde Ernst gemacht. Und ein Novum in der Geschichte der Verträge: Der Locarno-Vertrag wurde innert 14 Tagen nach seiner Unterzeichnung in vollem Wortlaut publiziert.

Am 3. Oktober 1929, zwei Tage vor dem vierten Jahrestag der Eröffnung der Konferenz, starb Gustav Stresemann, zwei Jahre später folgte ihm Aristide Briand. Ihr Werk, ein Europa des Friedens und des Ausgleichs, hat seine Baumeister nicht lange überlebt: An die Stelle der zu Unrecht so geschmähten Weimarer Republik trat das Deutschland Hitlers, das den Völkerbund verliess, den Vertrag über die deutsche Rüstungsbeschränkung zerriss und das Rheinland besetzte. Ungehindert von Frankreich und England vollzog sich die deutsche Aufrüstung alsdann in einem wahrhaft atemberaubenden Tempo, Österreich wurde «befreit», die Tschechoslowakei zertrümmert, und mit dem Angriff auf Polen raste der Zug vollends in die Katastrophe. Benesch hatte richtig gesehen

...

«Rien ne va plus»

Von 1922 bis 1936 war ich, wie erwähnt, jeweilen monatelang in Genf, bei den Tagungen des Völkerbundes, des Völkerbundsrates, einer Abrüstungskonferenz oder irgendeiner internationalen Institution. Tagtäglich wurden wir mit den gleichen Worten – oder waren es Grundsätze? – wie Schiedsgerichtsbarkeit, Sicherheit, Abrüstung gefüttert, bis sie uns in Fleisch und Blut übergegangen sind.

Wir sahen die grossen Schwächen des Völkerbundes, vor allem den Unterschied zwischen Theorie und Praxis. Der Geist war willig, aber das Fleisch noch schwächer. Alle Mitglieder des Bundes hatten die Satzungen unterzeichnet, danach durfte Politik nur mit friedlichen Mitteln betrieben werden. Dann kam der Überfall auf Korfu, später die Eroberung Abessinians usw.

Immer und immer wieder hat es neue Spannungen gegeben: Während der Septembersession des Völkerbundes im Jahre 1926 wurde in Thoiry, im Pays de Gex, die deutsch-französische Freundschaft, welche in Locarno zu keimen begonnen hatte, durch Briand und Stresemann bei einem ausgezeichneten Déjeuner bekräftigt. Ein Jahr später hielt Stresemann im Schosse der deutschen Kolonie in Genf, im Gambrinus, eine arg nationalistische Rede, welche wie ein Frost in der Frühlingsnacht auf das zarte Pflänzchen «deutsch-französische Freundschaft» fiel.

Stresemann sagte unter anderem, in der am 10. September vollzogenen feierlichen Aufnahme in den Völkerbund erblicke er einen Beweis dafür, dass die Kriegs-Schuldfrage eine indirekte Erledigung gefunden habe. Und weiter: «Wir haben, das darf gesagt werden, das gleiche Recht auf Kolonien wie jedes Volk, das Kolonien besitzt.» Er forderte sodann die Wiederherstellung der Souveränität auf deutschem Boden (Saargebiet, Rheinland) – eine Forderung, die an sich sicher berechtigt war.

Die Rede war in einem geschlossenen Kreise gehalten worden. Ein deutscher Kollege hatte sie für mich stenographiert, ich hatte einen Wink bekommen, die Rede werde hochinteressant sein. Ein Journalist lässt sich wenn immer möglich eine Sensation nicht entgehen. Nach Mitternacht habe ich einen Auszug von der Rede an die Agentur Havas weitergeleitet. In Paris wirkten die Ausführungen Stresemanns wie eine Bombe in einer Kinderstube.

Sofort setzte die deutsche Pressestelle den Dementierapparat in Bewegung, ja, Stresemann ging sogar so weit, dass er den deutschen Gesandten in Bern, Dr. Müller, beauftragte, beim Politischen Departement die sofortige Kaltstellung des «fehlbaren» Journalisten – gemeint war natürlich ich – zu verlangen.

Motta wurde bei der Direktion der Depeschenagentur vorstellig; diese rief in aller Eile den Verwaltungsrat zusammen, für den ich eine reich dotierte Dokumentation zusammengestellt hatte. Eine Reihe deutscher Zeitungen hatten die der Depeschenagentur angekreideten Stellen der Rede beinahe wörtlich gleich publiziert, so die von Dr. Max Beer, einem der bekanntesten deutschen Völkerbundsjournalisten bedienten Zeitungen (Beer ist übrigens am 26. Oktober 1965 im Alter von 78 Jahren gestorben, er war bis zuletzt Korrespondent der «NZZ» bei der UNO in New York). Erfreulich war, dass die Schweizer Journalisten sozusagen geschlossen zu ihrem angegriffenen Kollegen standen. Dr. Albert Oeri stellte in den «Basler Nachrichten» eindeutig klar, dass die Anklagen falsch seien, die gegen die Schweizerische Depeschenagentur wegen ihrer Meldung über Stresemanns Gambrinus-Rede erhoben wurden. «Die SDA hat zwar gekürzt, inhaltlich aber nicht entstellt.» Die «National-Zeitung» hob hervor, dass die Redaktion des Berichtes unter Mitwirkung einer der deutschen Pressestelle nahestehenden Persönlichkeit (es war ein früherer deutscher Parlamentsstenograph!) erfolgte, wodurch die mala fides des deutschen Vorwurfes an die Adresse der SDA bewiesen sei.

Als das Kesseltreiben nicht aufhören wollte – der Verwaltungsrat hatte mir einmütig sein Vertrauen ausgesprochen –, schritt ich zur Gegenoffensive, publizierte einige Stellen im Wortlaut und bat gleichzeitig den Präsidenten des Auswärtigen Ausschusses des Reichstages, Ruedi Breitscheid, im Reichstag zu interpellieren. Stresemann hat bei der Interpellationsbeantwortung zugegeben, dass er in seiner Rede etwas weit vorgeprellt sei. Er wollte anscheinend seinen bösen politischen Gegnern, den Deutschnationalen, etwas Wasser abgraben, auf die Gefahr hin, allzu viel aussenpolitisches Porzellan zu zerschlagen. Dass er noch den Kopf eines unliebsamen Journalisten gefordert hatte, war weniger wichtig...

Deutschlands Rolle im Völkerbund war keine glückliche. Schuld daran waren vor allem die Umstände. Es war der Schatten von Versailles, welcher seine Aktionen umdüsterte. Und doch profitierte gerade dieses Land von der Mitgliedschaft, indem sie ihm half, die Stellung einer gleichberechtigten grösseren Macht wieder zu erlangen.

Einen Erfolg errang Deutschland schon bei seinem Beitritt. Es hatte diesen davon abhängig gemacht, dass es nicht nur der Vollversammlung, sondern auch dem Völkerbundsrat angehören dürfe, dem kleinen Gremium, mit dem die damaligen Grossmächte (natürlich ohne die USA und Russland, die dem Völkerbund ja nicht angehörten) die Organisation anzuführen versuchten. Diese Bedingung hatte die Aufnahme der Deutschen in den Völkerbund nach Locarno noch etwas verzögert, ist dann aber doch erfüllt worden.

Von Zeit zu Zeit trat übrigens dieser Völkerbundsrat auch ausserhalb Genfs zusammen. So wurde im Frühjahr 1929 eine Session in Lugano durchgeführt. Im Kursaal sass dort, wo sonst der Croupier thront, der Präsident des Rates, Aristide Briand. Da flüsterte ich ihm zu: «Rien ne . va plus», und prompt flüsterte Briand zurück: «Tas raison, mon vieux!»

Von jenen Tagen blieben mir eigentlich nur das herrliche Tessiner Wetter und einige ganz ausgezeichnete Bankette in Erinnerung. Im gleichen Jahre wurde eine Session in Madrid, und zwar in der zweiten Juni-Hälfte, abgehalten. Die Session fiel zusammen mit der Eröffnung der Weltausstellung in Barcelona und der iberio-amerikanischen Ausstellung in Sevilla.

Wir Journalisten werden ja da und dort gastfreundlich aufgenommen, sei es auch nur wegen der sogenannten public relations. Aber so wie in Spanien war es nirgends. Nicht nur, dass uns die Behörden sofort nach der Ankunft ein Heft mit Gutscheinen für 6'000 Kilometer Eisenbahnfahrten erster Klasse überreichen liessen, wir bekamen Billette in alle Museen, Theater, Oper. In der Telefonica, dem zentralen Telephonegebäude, einem riesigen Hochhaus, hatten die Herren von Madrid für die Presse einen Verpflegungsraum im obersten Stock eingerichtet, wo man sich während 14 Tagen kostenlos mit den erlesensten Leckerbissen, von der kalten Languste bis zum goldig gebratenen Poulet, verpflegen konnte. Wer Durst hatte, fand vom Mineralwasser bis zum köstlich mundenden, trockenen spanischen Champagner alles vor. Wen wundert's, dass uns nicht immer ums Arbeiten war...

In Spanien regierte in jenen Tagen, neben Alphons XIII., Spaniens letztem König, der Diktator Primo de Rivera. Ein Phänomen von einem Diktator – so populär, dass er ohne Leibwächter in den Strassen spazieren konnte. Er respektierte die Pressefreiheit. Seine Verfügungen waren manchmal nicht ohne Humor. Ein Beispiel: Die Äbtissin eines Klosters, das an das Casa del Pueblo, das

Volkshaus, gebaut war, hatte sich beschwert, dass die Mitarbeiterinnen der verschiedenen Arbeitersekretäre ärmellose Blusen trügen, was das sittliche Empfinden der Schwestern verletze. Primo de Rivera nahm persönlich einen Augenschein vor und verfügte, dass das neben dem Volkshaus befindliche Tor des Klosters zugemauert werde, da ja das Kloster noch einen anderen Ausgang habe und so die Gefahr eines Zusammentreffens zwischen den Kindern der Welt und den Töchtern des Himmels vermieden werden könne.

König Alphons XIII. hatte einige ausländische Journalisten, darunter Dr. Albert Oeri, Dr. Waibel von der «NZZ» und mich, zu einem Abendempfang geladen. Vorher waren wir noch von einem Beamten des Hofes über das Zeremoniell aufgeklärt worden. Als aber unser Präsident, (das heisst der Präsident des Verbandes der beim Völkerbund akkreditierten Journalisten), der Argentinier Rio, entgegen aller Etikette auf den Monarchen zutrat und ihm kräftig die Hand schüttelte, war das ganze Zeremoniell zum Teufel. Alphons XIII. lächelte amüsiert und gab uns reihumgehend die Hand, während die Hofschranzen fast in Ohnmacht fielen. Der König hatte eine einfache, gewinnende Art. Er war bleich, sein Gesicht, mit der typischen starken Unterlippe, hatte einen melancholisch-schmerzlichen Zug, als hätte er schon gewusst, dass seine Tage gezählt seien. Für mich war die ganze Begegnung ein ungewöhnliches Erlebnis, man trifft nicht alle Tage Monarchen, welche einem ohne besondere Umstände die Hand schütteln. Einem guten Demokraten¹ rieselt es dabei wohlig kalt und warm den Buckel hinunter...

Als das Zeichen für den Start zum kalten Buffet gegeben wurde, drückte uns ein Stosstrupp königlicher Prinzessinnen, genannt Infantinnen – wir bettelten sie zwar nicht zuletzt im Hinblick auf ihre ansehnlichen Körperformen respektlos Elefantinnen – glatt an die Wand. Es bedurfte unseres entschlossenen Einsatzes, bis wir an die Aspics und Poulets samt Tranksame herankamen.

Madrid hat wundervolle Museen, so den weltberühmten Prado. Ich hatte einen Führer, wie man ihn selten findet, meinen Kollegen Dr. Oeri, der über ein stupendes kunstgeschichtliches Wissen verfügte. Mit ihm besuchte ich auch die Alhambra in Granada und Sevilla mit ihren einzigartigen Schätzen.

Leider musste ich dann Madrid etwas vorzeitig verlassen. Ich hatte im Volkshaus einen Vortrag gehalten, ohne zu bedenken, dass den ausländischen Journalisten öffentliches Auftreten untersagt war. Böses oder gar akzentuiert Politisches hatte ich nicht gesagt, ich hatte vor allem über Gewerkschaften und

Genossenschaften in der Schweiz referiert, eine harmlose Sache. «El Socialista», die alte spanische Parteizeitung, hatte mir in ihrer Nummer vom Mittwoch 19. Juni unter dem Titel «Huespedes Socialistes» einige liebenswürdige Zeilen gewidmet: «Kugler habla (spricht) frances perfectamente como buen suizo de Basilea. Pero como buen suizo de Basilea, habla también (ebenso) alemán.»

Mme Tabouis vom «Oeuvre» in Paris, welche immer das Gras wachsen hörte – sie verfügte über ausgezeichnete Beziehungen, war sie doch im französischen Botschafterpalais in Berlin auf die Welt gekommen – hatte mir daraufhin einen freundschaftlichen Wink gegeben, worauf ich den Staub Madrids von den Füßen schüttelte.

Mein nächstes Ziel war Sevilla mit seiner ibero-amerikanischen Ausstellung, mit ihren einmaligen Kunstschätzen und Kulturdokumenten aus den ganzen Lateinamerikanischen Staaten. Eine naturgetreue Nachbildung der Caravelle, auf der Christoph Columbus nach Amerika gefahren war, war im Herzen der Ausstellung verankert, es war die Santa Maria.

Im gleichen Jahr 1929 ging dem Vorstand der internationalen Vereinigung der beim Völkerbund akkreditierten Journalisten eine freundliche Einladung des dynamischen Oberbürgermeisters von Köln, Konrad Adenauer, zu, durch dessen Initiative eine grossartige internationale Presseschau, die *Pressa*, in Köln zustande gekommen war. Adenauer begrüsst jeden einzelnen von uns persönlich mit kräftigem Handschlag und überreichte uns ein schönes Gastgeschenk, einen silbernen Brieföffner.

Einen Höhepunkt des unvergesslichen Empfanges, dem sich eine Fahrt auf dem Rhein bis nach Bonn anschloss, bildete ein stilvolles intimes Bankett in einem uralten Stadthaus, bei Kerzenlicht, mit herrlichen alten Moselweinen.

Die einfache demokratische Art und die grossgewachsene, aufrechte Gestalt Adenauers hat manchen von uns schon damals beeindruckt. Und wie beim Empfang in Spanien wussten wir, dass unter der Oberfläche dieser angenehmen und einnehmenden Gastfreundschaft im Land Geister brodelten, die weniger Schönes befürchten liessen. Aber keiner von uns ahnte wohl damals, wie schlimm kurze Zeit später die Wirtschaftskrise Europa heimsuchen würde. Noch weniger ahnte man, wie sehr diese Krise das Unterste nach oben kehren und den Weg frei machen würde für die grauenhaften Schrecken des spanischen Bürgerkrieges und die noch grauenhafteren Untaten des Dritten Reiches.

Noch schien Adenauers Gastfreundschaft zu bestätigen, dass Deutschland gewillt war, über den Völkerbund eine starke internationale Stellung zurückzugewinnen und dafür die Mühen und Enttäuschungen auf sich zu nehmen, welche dieser langwierige, aber erfolgversprechende Prozess mit sich brachte. Man erwartete nicht, dass wenige Jahre später ein Hitler den gordischen Knoten ungeduldig durchhauen, den Austritt aus dem Völkerbund erklären und so die Fesseln abstreifen würde, welche dessen Satzungen offenbar auch in seinen Augen für seine Gewaltpolitik bedeutet hätten.

Wohin dieser Weg schliesslich führte, wissen wir heute alle, in unendliches Unglück und Grauen. Das sah man aber selbst in den ersten Jahren der Hitler-Herrschaft auch ausserhalb Deutschlands noch nicht so klar. Und erst recht dämmerte es in Deutschland selber erst im Krieg – zu spät, viel zu spät. Etwa bei jenen Lörrachern, welche im Herbst 1943 am Hindenburg-Denkmal bei der Dreiländer-Ecke auf dem Tüllinger Hügel ob Basel die Inschrift anbrachten:

«Hindenburg, du alter Streiter, Steig hernieder! Dein
Gefreiter Weiss nicht weiter...»

Aber selbst 1943 werden wohl wenige geahnt haben, dass ein ganz anderer alter Streiter fünf Jahre später den grösseren Teil Deutschlands nach der grössten Katastrophe seiner Geschichte langsam aber zähe auf einem rechten Weg zu Blüte und Ansehen führen würde: eben jener Konrad Adenauer, der uns zwanzig Jahre vor der Übernahme und vierunddreissig Jahre vor der Niederlegung des Kanzleramtes als bereits 53-jähriger 1929 in so friedlicher Atmosphäre empfangen hat.

Die Elsässer Autonomisten

«Hansdampf im Schnoogeloch
Hett alles, was er will,
Und was er hett,
Das will er nitt,
Und was er will, Das hett er nitt...»

Dieser elsässische Vers spiegelt die Seelenlage vieler Elsässer und den tragischen Hintergrund ihrer Geschichte in geradezu typischer Weise. Der Elsässer weiss, und er betont es immer wieder: Er ist immer bei denen, die «gewinnen», ob ihm dies nun passt oder nicht.

1871 fiel Elsass-Lothringen nach dem verlorenen Krieg an Deutschland. Viele Elsässer sind damals nach Algerien ausgewandert und haben dort weite Gebiete fruchtbar gemacht. Ihre Nachkommen wurden in unseren Tagen von Ben Bella und seinen Freunden enteignet und aus dem Lande vertrieben.

Jene, welche 1871 im Elsass zurückblieben, gewöhnten sich nie an den preussischen Ton. Die Zaberner Affäre – preussische Offiziere misshandelten Zivilisten, ohne dass sie zur Rechenschaft gezogen worden wären – ist im Elsass noch heute jedermann lebendig in Erinnerung. Vor dem Ersten Weltkrieg löste sie eine Welle tiefen Unmuts aus.

Wenn die Elsässer über den Rhein schauten, konnten sie das badische Musterländle sehen, wo gut demokratisch unter einem liberal eingestellten Grossherzog regiert wurde. Preussen lehnte es ab, den elsässischen Forderungen auf eine gewisse Selbstregierung, eine regionale Autonomie Rechnung zu tragen. Wohl wurden auch im Elsass Reichstagsabgeordnete gewählt, sie konnten in Berlin aber nicht viel ausrichten. Dazu kam, dass die Elsässer mit den ihnen verhassten Preussen zusammen Militärdienst tun mussten.

Nach 1918 kam Elsass-Lothringen wieder an Frankreich zurück. Eine ungeheure Begeisterung durchflutete das ganze Land:

«Vive la France! Merde la Prusse!
D Schwowe mien zem Ländele nüss.»

Frankreich ist ein zentralistischer Staat. Elsass-Lothringen wurde von Paris aus regiert, zumeist von einer laizistischen Regierung, welche wenig Verständnis für die Postulate der in ihrer Mehrheit kirchlich gesinnten katholischen Bevölkerung hatte. Die im Elsass residierenden hohen Beamten vom Préfet bis zum Steuereinzahler verstanden die Sprache des Landes nicht.

Dazu kamen die Sorgen der Weinbauern. Der gute Elsässer Weisswein hatte vorher in Deutschland immer schlanken Absatz gefunden. Nun wurde dieser Absatz durch Zollschranken erschwert, und die Franzosen trinken lieber Roten. – Die unter deutschem Regime vorbildlich gewesenen sozialen Institutionen wie Krankenversicherung usw. wurden von den französischen Behörden vernachlässigt.

Kurz, es trafen verschiedene Momente zusammen, welche im Elsass eine Unzufriedenheit auslösten, ein Malaise, das sich in einer eigentlichen Autonomistenbewegung konkretisierte und zum bitteren Vers führte:

«Vive la Prusse! Merde la France!

D Schwowe, die hänn wieder Chance.»

Wie weit hinter dieser Bewegung auch deutsches Propaganda-Geld steckte – es gab in Deutschland eine zentrale Stelle, welche die Unzufriedenheit im Elsass bewusst förderte – war nicht abzuklären. Die französischen Behörden glaubten an eine grosse Gefahr, verhafteten die führenden Autonomisten und stellten sie vor Gericht. Der Riesenprozess ist damals in Basel und in der übrigen Schweiz mit leidenschaftlicher Anteilnahme verfolgt worden, fühlen sich doch die Basler in guten und schlechten Tagen mit ihren elsässischen Nachbarn aufs Engste verbunden. Die Bündnisse aus früheren Jahrhunderten leben im Geist weiter.

Die Hauptangeklagten, Dr. Ricklin und Rossé waren Kammerabgeordnete. Die Anklage lautete auf Verschwörung gegen die Sicherheit des Staates.

Der Prozess begann am 2. Mai 1928 vor dem Schwurgericht des Oberelsasses in Colmar. Bald musste Militär aufgeboten werden. Die Polizei war nicht mehr imstande, den Ordnungsdienst aufrecht zu erhalten. Riesige Menschenmengen bekundeten immer wieder ihre Sympathie mit den Angeklagten.

Nicht alle aufgebotenen Zeugen sind erschienen, weder der deutsche Außenminister Gustav Stresemann noch Aristide Briand, welche versucht hatten, in Locarno die Grundlagen für ein neues friedliches Europa zu legen. Gekom-

men war dagegen der berühmte französische Dichter Henri Barbusse, der mit seinem Roman «Le Feu» Unvergessliches über die Schrecken und den Unsinn des Krieges geschrieben hatte.

Die Verhandlungen wurden von Präsident Mazogne geleitet. 16 Geschworene wurden ausgelost. Von Anfang an beharrten die Verteidiger, welche solidarisch vorgingen, darauf, dass alles ins Elsässer-Deutsch übersetzt werden musste, verschiedene Angeklagte konnten nicht Französisch. Im Gerichtssaal kam es immer wieder zu Kundgebungen der Sympathie für die Angeklagten, worauf später Tribünenkarten nur mehr an «Zuverlässige» ausgegeben wurden.

Der Hauptangeklagte, Dr. med. Ricklin, Deputierter aus Altkirch, Sprössling einer alten Elsässerfamilie, gab dem Prozess von Anfang an seinen Charakter und sein Leitmotiv. Er schilderte, wie er unter kaiserlichem Regime schikaniert worden sei. Er sei wegen Majestätsbeleidigung bestraft worden, und er habe sich die Feindschaft der deutschen Beamten zugezogen. Heute verfolgten ihn die französischen Behörden, weil er unentwegt für seine engere Heimat, das Elsass eintrete. Nie sei er ein Agent des Germanismus gewesen!

Ricklin war einer der wenigen Elsässer gewesen, welche am Friedenskongress 1912 in Basel teilgenommen hatten. Er wies eine Photo aus der «Humanité» vor, wo er neben Jean Jaurès auf der Terrasse des Hotels Drei Könige zu sehen war. Packend war seine Schilderung aus dem Ersten Weltkrieg, wo er zwischen Gefühl und Pflicht hin- und hergerissen wurde, ein typisch elsässisches Schicksal. Sein Herz war auf Seiten Frankreichs – militärisch wurde er auf deutscher Seite eingesetzt, musste deutsche Verwundete pflegen und gleichzeitig erfahren, dass die Deutschen sein geliebtes Altkirch zerstört hatten.

Kurz nach dem Einzug der Franzosen habe man ihn als Deutschfreund denunziert. Seit jener Zeit habe die Hetze gegen ihn nie aufgehört, wie denn auch das Denunziantenwesen im Elsass tatsächlich übel wucherte.

Dr. Ricklin ist Mitglied des deutschen Reichstages gewesen. Gegen Schluss des Krieges, im Oktober 1918 habe er Fühlung mit anderen Politikern genommen, um das kaiserliche Regime im Elsass durch einen Staatsstreich zu stürzen. Die einziehenden Franzosen hätten aber von den elsässischen Volksvertretern keinerlei Notiz genommen. Das katholische Elsass hätte Frankreich nie bedingungslos übergeben werden dürfen. Die französischen Beamten hätten sich zeitweise wie in einer eroberten Provinz benommen, was ein starkes Ma-

laise ausgelöst habe, das noch durch die Übergriffe der Polizei mit ihrem Spitzel- und Denunziantensystem verstärkt worden sei.

Kein Autonomist habe je an eine bewaffnete Erhebung oder an ein Komplott gedacht. Die Verwirklichung der Ziele der Autonomisten sei im Rahmen Frankreichs vorgesehen gewesen. In der Anklageschrift existierten keinerlei Beweise für ein Komplott.

Einige der Angeklagten sind dann freilich im Zweiten Weltkrieg zu Mitarbeitern der Nazi, zu Quislingen geworden. (Für jene, für die das Wort «Quisling» kein Begriff ist: Als die Deutschen Norwegen besetzten, hat sich ein prominenter Norweger namens Quisling den Eindringlingen als Verräter und Statthalter zur Verfügung gestellt.)

Es liegt mir ferne, den Elsässern einen Vorwurf daraus zu machen, dass unter ihnen Verräter waren. Ich bin überzeugt, dass es im Ernstfall auch in der Schweiz Hunderte von Quislingen – nicht nur 200 – gegeben hätte. Der Schweizer ist mit zunehmendem Wohlstand immer materialistischer geworden. Er hat zwar noch immer seine guten Seiten, aber er ist eher bereit, sein Leben für das Vaterland zu opfern als einen Fünfliber...

Während des Zweiten Weltkrieges, als das Elsass von den Deutschen besetzt und unter einem unbarmherzigen Regime gehalten wurde – aufrechte Männer endeten im Struthof! –, lernten die Elsässer den Wert der Freiheit und der Demokratie erneut schätzen. Als sie von de Lattre-de-Tassigny, dem berühmten Heerführer de Gaulles, befreit worden waren, gab es in Frankreich keine besseren Franzosen mehr als im Ober- und Unterelsass. Und es gibt wenige Departemente in Frankreich, wo de Gaulle treuere Anhänger hat.

Doch zurück zu unseren Autonomisten! Der Prozess zeigte eines eindeutig: Man hätte dem Elsass eine Charta geben müssen, durch die seine Eigenart, seine Sprache, seine Religion, seine Verwaltung und seine wirtschaftlichen Interessen besser gewahrt worden wären. An eine Rückkehr zu Deutschland dachten die wenigsten. Eine solche Charta hätte die Autonomistenbewegung überflüssig gemacht. Immer wieder betonten die Angeklagten: Nicht die Autonomisten haben das Malaise geschaffen. Dieses habe begonnen, als die deutsche Sprache nicht mehr gesprochen werden durfte. Mit aller Entschiedenheit wurde seitens der Angeklagten erklärt, nie habe eine Verschwörung bestanden. Also sei es auch nicht möglich, dass Dr. Ricklin das Haupt einer nicht existierenden Verschwörung habe sein können.

Dr. Ricklin hatte für den «Erwinia»-Verlag, welcher die «Volksstimme»

herausgab, 150'000 francs zur Verfügung gestellt. Der Präsident behauptete, in diesem Verlag habe auch deutsches Geld gesteckt. Dr. Ricklin bestritt das – übrigens könne Deutschland Millionen ausgeben, es würde die Herzen der Elsässer nie zurückgewinnen!

Auch der Journalist Peter Schall, welcher die «Zukunft», eine andere autonomistisch eingestellte Zeitung redigierte, erklärte, sein Blatt sei nie deutschfreundlich gewesen und habe sich nur für die Autonomie im Rahmen Frankreichs eingesetzt. Das Hauptziel sei gewesen, so weit zu kommen, dass Elsass-Lothringen ein Bindeglied zwischen Frankreich und Deutschland im Interesse des Weltfriedens werde.

Die Angriffe gegen Frankreich seien berechtigt gewesen. Auch Poincaré habe zugegeben, dass die Verwaltung schwerste Fehler begangen habe. Schall sagte, auch deutschsprachige Aufführungen im Elsass seien beanstandet worden, obwohl man ihre Gestaltung dem Basler Stadttheater mit seinem hohen künstlerischen Niveau überlassen habe. Das Stadttheater sei im Elsass sehr beliebt.

Man dürfe den Elsässern, wenn sie für ihre Muttersprache eintreten, nicht immer unterschieben, sie arbeiteten für die deutsche Propaganda. Selbst Briand sei für das deutsche Theater im Elsass eingetreten. Ein Deutschschweizer, welcher sich für seine Muttersprache wehre, würde es mit Entschiedenheit ablehnen, deswegen bezichtigt zu werden, er sei deutscher Propagandist.

Die Autonomisten hatten immerhin eine Art Schutztruppe geschaffen. Die Angeklagten erklärten, es habe sich da in erster Linie um einen Saalschutz zur Verteidigung gegen Überfälle und Sprengstoff-Anschläge gehandelt.

Was diesen Prozess andererseits in ein Zwielicht tauchte, war der Umstand, dass es nicht an Spitzeln, agents provocateurs, an «mouchards», an der Verletzung des Telephongheimnisses, kurz an einer gewissen obskuren Tätigkeit der Polizeiorgane fehlte. Deren typischer Vertreter war der Chef der «Spezialpolizei» in Strassburg, Commissaire Bauer, welcher es konsequent ablehnte, die trüben Quellen zu nennen, aus denen er sein belastendes Wissen über Landesverrat, Komplott usw. schöpfte.

Bauer behauptete unter anderem, der Saarindustrielle Röchling und sein Schwiegersohn von Gemmingen hätten vom Deutschen Reich 20,5 Millionen Mark erhalten (120 Millionen französische francs), welche zum Teil für die deutsche Propaganda im Elsass verwendet worden seien. Auch der Verlag Er-

winia habe von diesem Gelde profitiert. Röchling liess dem Gericht mitteilen, er sei bereit, nach Colmar zu kommen und unter Eid auszusagen, dass diese Behauptung der Phantasie des Kommissars entspringe.

Weiter behauptete Bauer, dass ein deutschfreundlicher Rechtsanwalt in Zofingen, Dr. Eugen Wildi, dem bekannten Autonomisten und Leiter des Erwinia-Verlages, Abbé Fashauer, der ebenfalls angeklagt war, 820'000 francs deutsches Geld vermittelt habe. Und Ricklin habe doch behauptet, es sei kein deutsches Geld im Verlage.

Wer hätte bei dieser ganzen Diskussion nicht an den «Figaro»-Skandal gedacht, der wenige Tage vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges Paris und ganz Frankreich bis in die Grundtiefen aufwühlte. Als damals nachgewiesen werden konnte, dass deutsches und österreichisches Geld in jener grossen französischen Zeitung vorhanden war, wurde Madame Caillaux, welche den Chefredaktor des «Figaro», einen Feind ihres Mannes, in seinem Bureau erschossen hatte – er hatte mit der Veröffentlichung der Liebesbriefe ihres Mannes, welche nicht an sie gerichtet waren, gedroht – unter dem tosenden Jubel der Tribünen freigesprochen.

Tatsächlich erwies sich Dr. Wildi später als sehr deutschfreundlich und scheint er damals dem Erwinia-Verlag Geld im angegebenen Betrag vermittelt zu haben. Aber aus den Aussagen des Verlegers Abbé Fashauer bekam man den Eindruck, dass es sich um ein durchaus normales Finanzierungsgeschäft in Form eines durch eine Hypothek gesicherten Darlehens mit einem ziemlich hohen Zinsfuss handelte, also nicht um eine versteckte Subvention.

Im Verlauf des Prozesses erwies es sich immer mehr, dass die Anklage, lautend auf Verschwörung und Komplott, auf sehr schwachen Füßen stand. Am neunten Verhandlungstag rief Generalstaatsanwalt Fachot nach einer Straffung der Verhandlungen und erklärte sich bereit, auf eine ganze Reihe von Belastungszeugen zu verzichten, wenn die Verteidigung ihrerseits auf verschiedene Zeugen verzichte. Er mochte dabei gedacht haben, lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende. Commissaire Bauer, der Kronzeuge der Anklage, hatte sich, nicht zuletzt wegen seiner natürlichen Dummheit, immer mehr zu einem Entlastungszeugen entwickelt.

Unter den Angeklagten befand sich ein Kunstmaler, der einen illustrierten Kalender herausgegeben hatte. Ein weiterer Belastungszeuge, Polizeiinspektor A. Becker, hatte bei seiner Einvernahme behauptet, auch die Bilder seien autonomistisch gewesen. Ein Verteidiger warf ein, dass sich auch Bilder eines

gewissen Albrecht Dürer im Almanach befunden hätten, und fragte, ob Dürer auch ein Autonomist gewesen sei. Sicher, meinte Becker, worauf der Verteidiger wissen wollte, warum er ihn denn nicht verhaftet habe. «Er hat sich nach Berlin geflüchtet», war die prompte Antwort. Sie löste ungeheure Heiterkeit aus, es war nämlich just der vierhundertste Jahrestag des Todes des berühmten deutschen Malers. «Und das bekundet dieser Kronzeuge unter Eid», stellte der Anwalt trocken fest!

Eines ergab die weitere Einvernahme der Entlastungszeugen mit grosser Klarheit: Die Geistlichkeit stand geschlossen hinter den Angeklagten. Und noch klarer wurde der rein politische Charakter dieses Prozesses. Von den 25 Abgeordneten, welche Elsass-Lothringen nach Paris entsandte, waren 13 Protestler oder Autonomisten, welche eine gewisse Verwaltungsautonomie anstrebten, was in Paris, wo nur zentralistisch gedacht und gehandelt wurde, bittere Gefühle auslöste. Das Volk im Elsass hatte sich gegen den überspitzten Zentralismus ausgesprochen. Die prominenten Befürworter der Autonomie sassen auf der Anklagebank.

Dem Ansehen Frankreichs hat dieser Prozess nicht viel geschadet. Die Verwaltungsmethoden im Elsass erfuhren dagegen eine vernichtende Beurteilung. Die Angeklagten hatten Unbesonnenheiten begangen. Bei den verantwortlichen Behörden musste der Eindruck einer zielbewussten, hochverräterischen Schädigung des Staatsgedankens entstehen. Dafür haben die Angeklagten mit mehrmonatiger Untersuchungshaft gebüsst.

Die Geschworenen haben in ihrem Urteil das Vorhandensein eines Komplotts bejaht. Vier Angeklagte, darunter Dr. Ricklin und Rossé, wurden zu je einem Jahr Gefängnis verurteilt, die übrigen freigesprochen.

Das Urteil wurde im Saale mit Begeisterung begrüsst. Die grossen Massen aber, welche das Gerichtsgebäude belagerten, nahmen den Schuldspruch mit einem ungeheuren Wutausbruch auf. Elsässische und französische Journalisten, welche im Sinne der Anklage berichtet hatten, wurden beim Verlassen des Gerichtsgebäudes von oben bis unten bespuckt, andere wurden verprügelt.

Die Schweizer Berichterstatter, welche sich krampfhaft bemüht hatten, objektiv zu bleiben, wurden mit Achtung behandelt. Dr. Albert Oeri von den «Basler Nachrichten» wurde sogar eine Ovation bereitet.

Als wir abends durch die Strassen gingen, musste Polizei und Kavallerie den Oberstaatsanwalt, als er sich nach Hause begeben wollte, vor der Wut der Menge schützen, er wäre sonst gelyncht worden. Immer wieder wurden die

Massen auseinandergetrieben, worauf sie sich unter Absingen des Liedes: «O Strassburg, o Strassburg, du wunderschöne Stadt» erneut sammelten.

Ein eigenartiges, nie gesehenes Schauspiel bot sich uns: Vier Priester trugen den kommunistischen Abgeordneten des Seine-Departementes, Berthon, der sich für die Angeklagten mit ungeheurem Elan eingesetzt hatte, im Triumph auf ihren Schultern über das Marsfeld. Da wandte sich das Auge des Schweizers ab...

Rossé hat im Jahre 1942 im Alsatia-Verlag in Colmar die aufwühlenden, gegen Hitler gerichteten Verse Reinhold Schneiders illegal gedruckt. Er wurde von der Gestapo verhaftet. Nach Kriegsende haben ihn die «résistants» erschossen. Ein Elsässer Schicksal!

Der Genfer Zonenhandel

«Zonenfrage? Kenne ich nicht! Das langweilt mich, erledigen Sie das für mich!» soll in den Januartagen des Jahres 1919 Clémenceau zu Bundespräsident Ador gesagt haben, als ihn dieser aufgesucht hatte, um ihn auf die Notwendigkeit der Wiederherstellung der durch Verträge festgesetzten Zustände längs der Grenze bei Genf aufmerksam zu machen.

Ein kurzer historischer Rückblick: Als Genf zur Schweiz kam, war die Stadt durch Staatsgrenzen von seinem natürlichen Hinterland, dem zum Königreich Savoyen gehörenden Hochsavoyen und dem französischen Pays de Gex abgetrennt. Die in den Jahren 1814 und 1815 in Wien versammelten Mächte Österreich, Russland, England, Preussen und ihre Verbündeten hatten soeben den Feldzug gegen Napoleon I. zu einem siegreichen Abschluss gebracht. Sie beschloss mit Zustimmung Frankreichs, der Stadt Genf, die Napoleon gewaltsam annektiert hatte, in weitem Masse entgegenzukommen, indem sie ihr einen Gebietsstreifen längs des Genfer Sees zuteilten, welcher heute die Kantone Genf und Waadt miteinander verbindet. Sie verfügten weiter, dass die savoyischen und französischen Zonen rings um Genf in Freizonen umgewandelt werden sollten, das heisst jenes Gebiet wurde für neutral erklärt. Keine der Mächte durfte darin Truppen unterhalten, und, was das wichtigste war, dieses Gebiet durfte durch keinerlei Zollschranken vom Genfer Gebiet getrennt werden. Die Ein- und Ausfuhr von und nach Genf vollzog sich zollfrei.

Der bekannte französische Zonenpolitiker Fernand David hatte sich noch im Jahr 1905 mit aller Energie gegen die Aufhebung der Vorrechte der Zonenbevölkerung gewehrt. «Da ziehe ich das preussische System demjenigen des Herrn Debussy vor. Es ist zwar brutal, aber unzweifelhaft viel ehrlicher. Als Deutschland im Jahre 1871 Elsass-Lothringen annektierte, erklärte es vor aller Welt: Macht geht vor Recht.» Der gleiche Fernand David trat nach dem Krieg für die Aufhebung der Zonen ein – wie andere französische Politiker in Hochsavoyen schon vor 1914.

Schon während des Krieges waren die Zonenrechte schrittweise abgebaut worden, und nach dem Sieg beschloss die französische Regierung kurzerhand, mit dem Zonenregime aufzuräumen, mit der Erklärung, die Freizonen seien

Frankreich nach einem verlorenen Krieg aufgezwungen worden, und da Frankreich heute den Krieg gewonnen habe, könne es jene Verträge wieder abschüteln. Das war ein Denkfehler: Die Schweiz hatte am Krieg nicht teilgenommen, hatte auch keinen Krieg verloren.

Unser Land wurde ungefragt in den Versailler Vertrag einbezogen und die Zonenfrage in Artikel 435, Abschnitt 2 wie folgt erwähnt:

«Ebenso erkennen die Hohen vertragschliessenden Teile (– die alliierten und assoziierten Mächte und Deutschland) an, dass die Bestimmungen der Verträge von 1815 und der sonstigen Zusatzpakete betr. die Freizonen Hochsavoyens und der Landschaft Gex den heutigen Verhältnissen nicht mehr entsprechen und dass es Sache Frankreichs und der Schweiz ist, im Wege der Einigung untereinander die Rechtslage dieser Gebiete so zu regeln, wie beide Länder es für zweckmässig erachten.»

Der Bundesrat reagierte sauer. Mit einer Note vom 5. Mai 1919 brachte er sofort seine ausdrücklichen Vorbehalte an. Er betonte, dass nach seiner Auffassung eine Aufhebung des Zollsystems nicht in Frage kommen könne. Dagegen gab er – allzu leicht! – seine Zustimmung zur Aufhebung der militärischen Neutralität der Zonen, wofür er dann die Anerkennung der Neutralität der Schweiz durch die Völkerbundsmächte einhandelte, was – nach seiner Ansicht – kein schlechtes Geschäft war.

Auf Grund jenes Paragraphen des Versailler Vertrages begannen dann die Verhandlungen zwischen der Schweiz und Frankreich, wobei dieses sich stets auf den Standpunkt stellte – und diesen auch durch Errichtung von Zollämtern längs der Grenze Genfs greifbar deutlich demonstrierte –, dass die Zonen bereits aufgehoben seien und es sich nur darum handeln könne, der Schweiz in irgendeiner Weise einen – natürlich möglichst kleinen – Ersatz zu bieten. Damit konnte sich weder der schweizerische Bundesrat, der die Sache Genfs zu seiner eigenen gemacht hatte, noch der Staatsrat von Genf einverstanden erklären. Es kamen Jahre langwierigen fruchtlosen Verhandeln, wobei die französische Regierung unter Poincaré uns Schweizern manchmal mit der Peitsche drohte und zur Abwechslung wieder einmal ein Zuckerbrötchen «spienzelte». Sie war nicht lieb mit uns, die grande nation...

Der Bundesrat wurde schliesslich müde und stimmte, speziell vom Nationalrat mit schwachem Mehr unterstützt, einem Zonenabkommen mit Frank-

reich zu, welches die Freizonen de facto preisgab. Gegen diesen Staatsvertrag wurde das Referendum ergriffen und nach einem Kampfe, der die Tiefen der Volksseele aufgewühlt hatte – auch bewährte Freunde Frankreichs setzten sich gegen das Diktat unseres Nachbarlandes zur Wehr! – warf am 18. Februar 1923 das Schweizervolk mit 407'372 Nein gegen 91'471 Ja dem Bundesrat seinen in einem Moment der Schwäche abgeschlossenen Vertrag vor die Füße.

Immer mehr Stimmen ertönten, welche verlangten, dass der Handel vor ein internationales Gericht gebracht werden sollte. In persönlichen Gesprächen mit Aristide Briand und Edouard Herriot habe ich manchmal meinem Kummer darüber Ausdruck verliehen, dass Frankreich, mit dem sich so viele Schweizer verbunden fühlen, den kleinen Nachbarstaat so ungerecht behandle.

Unter Briand als Aussenminister kam ein frischer Wind in den Quai d'Orsay. Die französische Regierung begann einzusehen, dass die offenbare Missachtung eingegangener Verträge ihrem internationalen Prestige schaden könnte; sie entschloss sich, zu einem Mittel zu greifen, das sie längst und immer wieder anderen Mächten empfohlen hatte, die Anerkennung des Schiedsgerichtsgedankens. Sie stimmte einer Schiedsordnung zwischen der Schweiz und Frankreich zu, welcher die Anrufung des ständigen internationalen Gerichtshofes im Haag möglich machte. Der Gerichtshof wurde eingeladen, ein Rechtsgutachten darüber zu erstatten, ob durch den Artikel 435 des Versailler Vertrages die Freizonen rechtsgültig hatten aufgehoben werden können.

Damit war für den Zonenprozess grünes Licht gegeben worden. Es darf wohl darauf hingewiesen werden, dass der Prozess an sich vielleicht nicht einmal so wichtig war, sondern vielmehr der Umstand, dass eine Frage, welche in den «guten alten Zeiten» noch mit dem Schwert entschieden worden wäre, einem Schiedsgericht unterbreitet wurde. Es war ein Sieg des Rechtsgedankens im Leben der Völker.

Die Schweiz war durch verschiedene hervorragende Rechtsgelehrte wie Nationalrat Prof. Paul Logoz, Völkerrechtslehrer in Genf, Prof. Dr. Burckhardt, Bern, Prof. Dr. Martin, den Historiker der Zonenfrage, und Legationsrat Bonnaz vertreten. Den Verhandlungen wohnte jeweilen auch der schweizerische Gesandte im Haag, de Pury, bei.

Die Franzosen hatten den redegewaltigen Maître Paul-Boncour, député, und Prof. Basdevand, einen klugen feinen Juristen, in die vorderste Front entsandt.

Die Verhandlungen dauerten vom 9. bis 23. Juli 1929. Sie drehten sich weit-

gehend nm zwei Sätze der allgemeinen Rechtslehre und ihre Anwendung im Gebiet des Völkerrechts: Nach der *clausula rebus sic stantibus* sollen Verträge und Bestimmungen von Verträgen nur so lange und so weit Geltung haben, als die Verhältnisse, unter denen die Verträge geschaffen wurden, gleich bleiben. Der Grundsatz aber, der von den Schweizern mit meisterhafter Klarheit verfochten wurde, heisst: «*pacta sunt servanda*» – Verträge müssen gehalten werden.

Die Berichterstattung über einen juristischen Prozess ist eine schwierige Aufgabe; komplizierte Fragen müssen so dargestellt werden, dass auch der einfache Leser «nachkommt». Da andererseits zwischen den Prozessverhandlungen immer wieder Pausentage eingeschaltet wurden, um den Juristen die Möglichkeit für die Ausarbeitung von Repliken zu geben, hatten die Berichterstatter – zu ihnen gehörten auch namhafte Juristen wie Dr. Zellweger, von 1963 bis 1967 Ständerat des Kantons Zürich, und Dr. Markus Löw, Basel – ein wundervolles Leben. Wir konnten kreuz und quer durch Holland reisen, an den herrlichen Strand von Scheveningen hinausfahren, die einzigartigen Museen in Harlem und Amsterdam besichtigen oder auch nur in s'Gravenhage, wie der Holländer seine reizende Hauptstadt nennt, herumflanieren. Es gibt wenige Städte auf dem Kontinent, welche es punkto Sauberkeit und Gepflegtheit mit dem Haag aufnehmen können. Dazu kommt, dass die Holländer die Schweizer sehr mögen – was auf Gegenseitigkeit beruht, fühlen wir doch instinktiv: Da sind Verwandte, wenn auch etwas entfernte.

Fassen wir noch kurz die Schlussfolgerungen des schweizerischen Juristen Prof. Dr. Paul Logoz – *seine* glänzenden Darlegungen waren ein Teamwork der starken Delegation – zusammen: Genf ist das wirtschaftliche Zentrum der Zonengegend, es ist auf die Zonen, die Zonen sind * auf Genf angewiesen. Dieser Zustand sei vertraglich festgelegt; zwischen Frankreich und der Schweiz sei ein allgemeiner Schiedsgericht- und Freundschaftsvertrag am 1. April 1925 abgeschlossen worden, der Vertrag sei von den eidgenössischen Räten schon vor drei Jahren genehmigt worden, Frankreich habe ihn noch nicht ratifiziert. Nach der Ratifizierung könnte die Zonenstreitfrage einem Schiedsgericht unterbreitet werden.

Am 19. August 1929 wurde der Entscheid des internationalen Gerichtshofes bekanntgegeben: Mit 9 gegen 3 Stimmen hat er dem Artikel 435, Absatz 2 des Versailler Vertrages eine Auslegung gegeben, die im Wesentlichen der schwei-

zerischen These entspricht. Frankreich und der Schweiz wurde eine Frist bis zum 1. Mai 1930 angesetzt, sich auf dem Wege direkter Verhandlungen über ein neues Regime zu einigen. Die Schweiz als Nichtsignatarstaat des Versailler Vertrages sei durch diesen nur so weit gebunden, als sie seinen Bestimmungen ihre Zustimmung gegeben hat. Ausdrücklich wurde festgehalten, dass die Freizonen weiter bestehen und dass die weiteren Verhandlungen auf Grund dieses Tatbestandes zu führen seien – eine harte Nuss für Frankreich!

Am 9. und 10. Dezember wurde in Bern zwischen den beiden Delegationen verhandelt – ergebnislos, da Frankreich an der Verlegung des Zollgürtels an die Genfer Grenze festhielt, womit praktisch die Zonen aufgehoben worden wären.

Damit ging die Streitfrage an den Internationalen Gerichtshof zurück. Der Aktenberg begann zu wachsen, die französischen schriftlichen Eingaben umfassten 500, die schweizerischen 2'000 grosse, engbedruckte Seiten, und dazu kamen je 900 Seiten Protokoll! (Ich war im Haag gelegentlich Gast des geplagten Sekretärs Hammarskjöld, den später eine glänzende Karriere bis zum Posten des Generalsekretärs der UNO führte und dessen tragisches Ende alle Menschen, die ihn kannten, aufs Tiefste bedauerten.)

Mit der zweiten Prozessphase begann der eigentliche Kampf um die Freizone. Sie dauerte vom 23. Oktober bis 4. November 1930. Wenige Wochen vor der Wieder auf rollung des Prozesses war ich auf dem Salève. Nirgends besser als dort oben wird einem die Einheitlichkeit des Genfer Wirtschaftsgebietes bewusst, und nirgends besser als dort oben empfindet man als Freund Genfs die Notwendigkeit der Zonen.

Eine Lösung, wie sie die Schweiz anstrebte, hatte freilich auch ihre Gefahren. Das ist aus dem zweiten Alinea des Artikels 2 der Schiedsordnung ersichtlich: «Wenn der Entscheid die Einfuhr von zollfreien oder Waren mit herabgesetzten Zöllen durch die eidgenössische oder die französische Zoll-Linie vorsieht, so kann diese Einfuhr nur mit Zustimmung beider Parteien geregelt werden.» Unter «regeln» konnte man auch «kontingentieren» verstehen. Demnach hätte die Schweiz die Einfuhr landwirtschaftlicher Produkte in grösseren Mengen als sie für das Wirtschaftsgebiet Genfs benötigt wurden, nur mit Zustimmung Frankreichs verhindern können! Und in Brugg fürchtete man den Preisdruck auf dem landwirtschaftlichen Sektor, wie man so schön sagt, ebenso sehr wie der Teufel das Weihwasser.

Während der zweiten Prozessphase hielt die schweizerische Delegation

grundsätzlich am einmal eingenommenen Standpunkt fest, während die Franzosen versuchten, das Gericht, das in neuer Zusammensetzung tagte, dazu zu bringen, wenigstens teilweise auf den ersten Beschluss zurückzukommen. Paul-Boncour, einer der besten französischen Advokaten, war sich natürlich klar darüber, dass ausgehend vom ersten Beschluss die Entwicklung nur in eine Niederlage Frankreichs ausmünden konnte.

Die Franzosen betonten immer wieder, dass die schweizerischen Forderungen einen Angriff auf die Souveränität Frankreichs darstellten. Der Kampf zwischen den beiden Auffassungen wurde mit zäher Verbissenheit geführt. Endlos schienen Rede und Gegenrede, tagelang, wochenlang. Prof. Logoz ging in seinen Beispielen von Schiedsgerichtsbarkeit bis zum Jahre 1188 zurück, auf einen Fall, der sich in Oberitalien zutrug. Abschliessend hielt der grosse Genfer Staatsrechtler fest, dass der Entscheid des Gerichtes nicht nur die Schweiz, sondern die meisten Staaten wegen seiner grundsätzlichen Seite interessieren werde.

Paul Pictet, der Genfer Ständerat, hatte den Zonenhandel einen Streit zwischen Verliebten genannt, wie er täglich vorkomme. Nur ist Marianne manchmal eine arg unbequeme Freundin...

Nach dem Ende der zweiten Phase forderte der internationale Gerichtshof die beiden Parteien erneut zu direkten Verhandlungen auf. Wiederum scheiterten diese; bis zum 31. Juli 1931 hätten die Parteien einig sein müssen, ansonst die Frage erneut vor das Gericht kam. Beide Parteien waren mit ihrem Latein am Ende und mussten deshalb ein drittes Mal nach dem Haag gehen.

In der Schweiz begann man sich langsam zu sagen, dass ein hundertprozentiger Schweizer Sieg in der Zonenfrage gewisse Gefahren in sich barg. Brugg dachte dabei vor allem an das Loch im Westen. Eine Aufhebung der Freizonen wäre aber nur in Frage gekommen, wenn Frankreich weitgehende Konzessionen gemacht hätte.

Am 19. April 1932 ging es im Haag in die Schlussrunde. In Holland war es noch bitter kalt, und bei der scharfen Bise waren wir froh, dass wir dicke Wintermäntel mitgenommen hatten. Auch im Friedenspalast herrschte eine steife Brise.

Einleitend betonte Ratspräsident Adatci, gestützt auf das Statut des Internationalen Gerichtshofes müsse jeder Prozess, der in verschiedenen Etappen durchgeführt werde, vom Gericht in gleicher Zusammensetzung zu Ende geführt werden. Das war auch der Hauptgrund gewesen, warum im Oktober des Vorjahres der Prozess nicht hatte beendet werden können. Zwei Mitglieder

(Kellogg und Oda) waren krank gewesen. Weiter stellte der Präsident fest, dass in den weiteren Etappen der Ausgangspunkt nicht mehr verändert werden dürfe. Ein zusätzlicher Beschluss ging sodann dahin, dass keine neuen Momente in den Prozess hineingetragen werden durften. Das war für die Schweiz wichtig, hatte sie doch im Verlaufe der direkten Verhandlungen gewisse Zugeständnisse machen wollen, die nun von der Gegenseite nicht gegen sie ausgespielt werden durften.

Diese Voraussetzungen waren für Frankreich denkbar ungünstig. Dazu kam, um im Bild einer grossen französischen Zeitung zu bleiben, die unsere Delegation mit einer harten Sportmannschaft verglich: Im französischen «Team» fehlte der «Stürmer» Paul-Boncour. Die Franzosen traten zu diesem neuartigen Länderspiel in geschwächter Aufstellung an.

Das erste schweizerische Goal war die Forderung, das Gericht könne nur ein endgültiges Urteil fällen.

Das zweite Goal: das Begehren, Frankreich müsse die Zollgrenze, die es bereits an die politische Grenze vorverlegt hatte, sofort wieder zurücknehmen, da ja der Gerichtshof schon in seinem ersten Entscheid erklärt habe, die Freizonen bestünden einstweilen weiter.

Immer deutlicher blieb die so umstrittene Völkerrechtstheorie von der *clausula rebus sic stantibus*, der Theorie von der Ungültigkeit nicht mehr anwendbar gewordener Verträge, die einzige Zuflucht der Franzosen: eine böse Theorie, die später ein gewisser Hitler – gerade gegenüber Frankreich – bis zur letzten Konsequenz durchexerzierte. Übrigens, den Beweis, dass die Zonenverträge nicht mehr anwendbar seien, blieben die Franzosen schuldig.

Beim Beginn der zweiten Verhandlungswoche am 25. April, begannen die Franzosen nachzulassen: ihr Waterloo kam immer näher.

Im grauen Altertum, als mächtige Helden an der Spitze von kriegerischen Völkern auszogen, um sich zu bekriegen, forderten sie sich durch Hohn und Wechselreden zum männermordenden Kampfe heraus. Die Juristen, wenn sie sich gegenübertraten, insultieren sich nicht, Juristen sind (im Allgemeinen) feine Leute. Sie kreuzen ihre Klingen im Geiste. Sie kämpfen mit friedfertigen Waffen, mit den Waffen des Geistes, des Rechtes. Ja, man hat seit Homer Fortschritte gemacht. Noch vor 1914 hätte eine Grossmacht, wie Frankreich eine war, mit einem kleinen Nachbarn wie die Schweiz kurzen Prozess gemacht. Heute unterstellt sich das mächtige Land einem Schiedsgericht, einem unparteiischen Gremium.

Am 1. Mai ging die dritte Phase des Zonenhandels zu Ende. Am 7. Juni verkündete der Internationale Gerichtshof das mit 6:5 Stimmen gefällte Urteil: Der Standpunkt der Schweiz hatte obsiegt, das Gericht verfügte, dass die französische Zoll-Linie auf den 1. Januar 1934 von der politischen Grenze zurückgenommen werden müsse.

Die Forderung der Schweiz auf Abschaffung des Fiskalgürtels an der politischen Grenze wurde vom Gericht aus Achtung vor der Souveränität Frankreichs abgelehnt. Dagegen wurde es Frankreich verboten, unter dem Vorwand der Schaffung eines Überwachungsgürtels einen getarnten Zollgürtel zu errichten oder verkappte Zollgebühren zu erheben.

Der erste Handel, den die Schweiz vor dem Internationalen Gerichtshof hatte, wurde klar gewonnen. Darüber herrschte im ganzen Lande grosse Freude und Genugtuung.

Der Schiedsgerichtsgedanke hatte einen neuen Triumph zu verzeichnen, einen Triumph, der auch Frankreich zu hoher Ehre gereicht. Indem Ministerpräsident Herriot zusammen mit Briand die Verpflichtung eingegangen war, die internationale Gerichtsbarkeit anzuerkennen, hat er Frankreich, aber auch dem Ideal der friedlichen Schlichtung von Konflikten einen grossen Dienst erwiesen.

Wie die BIZ nach Basel kam

In den Januartagen des Jahres 1930 tagten im Haag die Vertreter der europäischen Mächte und der USA, um im Geiste der Konferenz von Locarno das Reparationenproblem zu erörtern. Die gegen Deutschland, als es mit den Zahlungen in Verzug geraten war, angewandten brutalen Methoden wie Ruhrbesetzung usw. hatten sich als wenig erfolgreich erwiesen. Man kam auch im alliierten Lager langsam zur Einsicht: Entweder legt ein Huhn Eier, oder man metzget es, selten gelingt beides...

Bankier Morgan hatte die schlaue Idee, eine internationale Anleihe aufzulegen, wovon zwei Drittel den Alliierten als Reparationszahlung, ein Drittel für den Wiederaufbau Deutschlands verwendet werden sollte. So kam es in der Folge zu den Daves- und Young-Anleihen.

Um den Ablauf der Zahlungsmodalitäten zu entpolitisieren, oder deutlicher gesagt, zu entgiften, beschloss man, eine internationale Bank, eine Bank für den internationalen Zahlungsausgleich, abgekürzt BIZ, zu gründen. Wo der Sitz dieser Bank sein sollte, darüber gingen am Anfang die Meinungen auseinander; vor allem hatten sich Brüssel und London beworben.

In der Direktion des Schweizerischen Bankvereins in Basel sass damals ein sehr initiativer Mann, Direktor Henry Stucki, der durch seine französischen Freunde vernommen hatte, dass auch von der Schweiz, von Basel die Rede gewesen sei. In seiner typischen Art entschloss er sich im Hinblick auf die Bedeutung einer solchen Bank sofort, für Basel um den Sitz zu kämpfen. Kampf kostet Geld, er brachte es rasch zusammen.

Dann wurde mit diesem Gelde im Haag gearbeitet. Wie, darf auch nachträglich nicht allzu deutlich gesagt werden, da es eine gewisse Presse nicht gerade in günstigem Licht erscheinen lässt: Zwei grosse französische und eine belgische Zeitung traten plötzlich mit der Kraft der Überzeugung für Basel ein. Ich hatte meinerseits ausgezeichnete Beziehungen zu zwei führenden Zeitungen, einer englischen und einer holländischen, welche, dies sei ausdrücklich betont, aus Sympathie für die Schweiz ebenfalls für Basel eintraten. Politiker stehen immer ein bisschen unter dem Druck der Presse, wenn sich zu diesem Druck noch starke Bankeinflüsse gesellen, kann es nicht fehlen.

Bei gepflegten Dejeuners – in Holland isst man nicht schlecht – wurden

weitere Brücken geschlagen. Auch die grossen Bankette wurden ausgenützt.

A propos Bankette: Der französische Ministerpräsident Tardieu hatte Konferenzteilnehmer und einige Journalisten zu einem Essen eingeladen. Ich sass neben Ivar Kreuger, dem Zündholz-König, dessen Milliardenpleite am 12. März 1932 ihn zum Selbstmord treiben und die Börse der ganzen Welt bis in die Grundfesten erschüttern sollte. Im Haag hatte er gehofft, von der deutschen Regierung ein Zündholz-Monopol einhandeln zu können. Reichsbankpräsident Schacht war aber dagegen. Bei seinem Tode wurde Kreuger als der grösste Gauner aller Zeiten bezeichnet, aber damals hielt man ihn für ein überragendes Finanzgenie.

Loucheur, der französische Wirtschaftsminister, Mitglied der französischen Delegation, hatte Tardieu gebeten, ihm auch eine Tischkarte für seine Freundin zu geben. Tardieu lehnte ab, und als die Dame trotzdem kam, wurde sie auf Weisung Tardiens aus dem Saale gewiesen. Als mein Freund, Chefredaktor Bassée von der Agence Havas, das sah, sagte er zu mir: «Ça y est, jetzt haben wir eine Ministerkrise!» Wenige Wochen später wurde das Kabinett Tardieu gestürzt. Die 43 Deputierten der Gruppe Loucheur hatten gegen Tardieu gestimmt, da, wie ihr Sprecher sagte, Tardieu den Deutschen im Haag zu weit entgegengekommen sei...

Ich hatte Bundesrat Motta schon vom Haag aus auf die bevorstehende Ministerkrise aufmerksam gemacht und ihm auch den wahren Grund gesagt. Die candida Seele unseres grossen Aussenministers wollte das aber nicht wahrhaben – was ich ihm weiter nicht übelnahm. Motta war ein braver, solider Familienvater mit sehr vielen Kindern, der, wenn immer möglich, über die Seitensprünge seiner weniger soliden Mitmenschen wegsah.

Am 14. Januar beschloss die Konferenz grundsätzlich, dass der Sitz der Bank nach Basel verlegt werden sollte. Die Alliierten hatten ursprünglich die Absicht, mit der Schweiz einen Vertrag von unbefristeter Dauer abzuschliessen. Ein solcher Vertrag hätte aber nach der schweizerischen Bundesverfassung einer Volksabstimmung unterbreitet werden müssen, was eine unliebame Verzögerung mit sich gebracht hätte. Von schweizerischer Seite wurde deshalb eine vorläufige Dauer von 15 Jahren mit Erneuerungsmöglichkeit vorgeschlagen, was schliesslich allseits akzeptiert wurde.

Basel mit seiner zentralen Lage im Herzen Europas erschien allen als der

geeignete Ort, Brüssel musste zurücktreten. Sogar die Belgier stimmten dem Vorschlag neidlos zu, unter Hinweis darauf, wie gerade Brüssel mit dem Bankplatz Basel durch zahlreiche Bande verbunden sei.

Noch waren indessen zähe Verhandlungen nötig. Die Konferenz verlangte von den Schweizern und Baslern, dass die Bank von Steuern befreit und ihr – natürlich gegen angemessene Miete – ein geeignetes Bankgebäude zur Verfügung gestellt werde. Die Basler waren durch den Vorsteher der kantonalen Finanzen, Regierungsrat Miescher, die Schweiz durch Prof. Bachmann, Präsident der Schweizerischen Nationalbank, vertreten. Zuerst wurde der Kirschgarten offeriert, später musste festgestellt werden, dass die Umbauarbeiten allzu viel Zeit beansprucht hätten. Schliesslich einigte man sich auf das frühere Hotel Savoy-Univers an der Centralbahnstrasse, wo die Bank übrigens heute noch untergebracht ist.

Die Forderung nach Exterritorialität der Bank wurde abgelehnt und ihr der Status einer schweizerischen juristischen Person verliehen, die dem gemeinen Recht des Sitzstaates unterstellt ist. Die Steuerbefreiung wurde nur für die Bezüge der ausländischen Funktionäre und Direktoren bewilligt. Am 18. Januar wurde der Vertrag nach langem Feilschen unterzeichnet.

Zum ersten Generaldirektor wurde der Franzose Pierre Quesnay gewählt. Er war im Moment seiner Wahl 36 Jahre alt und galt bereits als einer der besten Finanzexperten Frankreichs. Er hatte bei der Stabilisierung des französischen Frankens mitgewirkt. Im Haag war er Sekretär der französischen Young-Delegation gewesen. Er sprach auch glänzend Englisch und Deutsch. Young hatte ihn persönlich für das neue Amt vorgeschlagen. Quesnay ist vier Jahre später, im Alter von knapp 40 Jahren, in den Ferien beim Baden in der Aisne ertrunken. Er hatte sich in Basel viele Freunde erworben.

Wenige Tage nach Abschluss der Haager Verhandlungen traf eine internationale Delegation in Basel ein, um die Installierung an die Hand zu nehmen. Am 1. März trat erstmals der Verwaltungsrat der neuen Bank in Basel zusammen. Erster Präsident wurde der Amerikaner Mac-Garra. Die Schweiz war im 25-köpfigen Gremium, in welchem die Leiter der Notenbanken von Frankreich, Deutschland, England, Italien usw. Einsitz genommen hatten, durch Prof. Bachmann vertreten.

Mir wurde aus Anlass der Eröffnung der Bank die Mitbegründer-Medaille No. 33 überreicht, eine Ehrung, die ich zu schätzen wusste. Die Schrift auf der Medaille besagt:

MENSA PECUNIIS
INTER NATIONES
DISTRIBUENDIS
FOEDERE CUM
HELVETIIS ICTO
FELICITER CONSTITUTA
BASILEAE MCMXXX

(Bank für Internationalen Zahlungsausgleich, durch einen mit den Schweizern abgeschlossenen Vertrag glücklich hier gegründet, Basel 1930)

Die Bank begann ihre Tätigkeit mit einem Personal von 100 Personen, darunter allein 50 Stenodaktylographinnen. Ihre erste Aufgabe war die Mobilisierung der ersten Tranche der deutschen Schuld im Betrag von 300 Millionen Dollar oder 1'500 Millionen Schweizer Franken.

Am 15. Mai 1930 konnte die BIZ die Arbeit bereits auf nehmen. Sie hat alle Stürme des Zweiten Weltkrieges überstanden und übt ihre segensreiche Tätigkeit heute noch aus.

Der Bund hat bis heute ganz nett an dieser Bank verdient. Schon bei der ersten Emission der in der Schweiz aufgelegten Tranche der 75 Millionen Young-Anleihe konnte er an Titelsteuern, Umsatzsteuer und Couponpauschale rund 2 Millionen Franken einkassieren – ein kleines Zückerchen für die Steuerbefreiung.

Für Basel bedeutet die Anwesenheit der BIZ eine starke Aufwertung als Bankplatz. Dass ich beim Kampf um den Sitz in bescheidenem Masse habe mitwirken dürfen, hat mich besonders gefreut.

Private Kunden nimmt die BIZ natürlich nicht an, da sie ja keine eigentliche Bank, sondern ein Clearing-Unternehmen, ein Zwischenglied zwischen Schuldner- und Gläubigerstaaten, und ein Bindeglied zwischen den einzelnen Notenbanken ist.

Von der gewöhnlichen, alltäglichen Tätigkeit und zugleich von der heutigen Bedeutung dieser Bank mag eine kurze Pressemeldung vom 5. Januar 1966 einen Eindruck vermitteln: «Zürich ag. Die Liquiditätsbedürfnisse der Wirtschaft haben in der letzten Dezemberwoche 1965 zu einer weiteren Inanspruchnahme der Nationalbank geführt. Da die Mittelanforderungen zur Hauptsache über Dollarverkäufe der Banken an die Nationalbank in Form kurzfristiger Swapoperationen erfolgten, sind die Währungsreserven erneut

496,3 Millionen angewachsen. Einer Verminderung der Devisen um 270,4 auf 853 Millionen steht eine Vermehrung des Goldbestandes um 766,7 auf 13'164 Millionen gegenüber, weil wiederum der grössere Teil der von den Banken angedienten Dollar der Bank für Internationalen Zahlungsausgleich (BIZ) in Basel kurzfristig gegen Gold durch Abschluss von Dollar-Gold-Swaps überlassen wurde.»

Die BIZ wachte und wacht ausserdem, einer ständigen Feuerwehr vergleichbar, über die Währungspolitik der verschiedenen Länder, um verhindern zu helfen, dass irgendwo neuerdings eine Inflation Länder und Völker ruiniere. Natürlich überstieg diese so wichtige Aufgabe oft die Kräfte der Bank. So, wenn eine Regierung – wie später gerade die deutsche unter Mitwirkung des BIZ-Mitgründers Schacht – sich der internationalen Zusammenarbeit entzog. Aber ihr Wirken hat doch in vielen Fällen dazu beigetragen, dass die Währungspolitik, von welcher die friedliche Entwicklung der Staaten und der Staatenwelt in so grossem Mass abhängt, nicht allzu sehr auf Abwege geriet.

Der vergessene Bassanesi

Die wenigsten Leser dürften sich an Bassanesi erinnern. Es ist ja lange her, dass einst dieser Name die Herzen der freiheitsliebenden Schweizer höher schlagen liess. Erzählen wir der Reihe nach:

Im Juli 1930 flog ein gewisser Antifascist, ein in Paris in der Emigration lebender Student namens Giovanni Bassanesi, mit einem Farman-Eindecker über Mailand und warf am helllichten Tage dort 200'000 Flugblätter ab, in welchen die Italiener zur Revolution gegen Mussolini aufgefordert wurden. Auf dem Rückflug stiess er in dichtem Nebel mit einer Geschwindigkeit von etwa 150 Stundenkilometer gegen eine Wand des Monte Prosa im Gotthardgebiet. Die Maschine zerschellte, der Rumpf wurde bis zum Pilotensitz aufgerissen, die Flügel brachen, und der Apparat stürzte etwa 80 Meter in eine Geröllhalde ab.

Bassanesi war schwer verletzt. Er hatte ungefähr alles gebrochen, was man brechen kann: Arme, Beine, Rippen, das Becken und zudem den Schädel. Als ihn ein Forstwächter in den Abendstunden fand, gab er noch Lebenszeichen von sich. Er wurde mit aller Sorgfalt aufgebahrt, nach Andermatt ins Militärspital verbracht und dort von den Sanitätern mit grösster Hingabe gepflegt. Er kam – es war fast ein Wunder – mit dem Leben davon, wurde dann später ins Spital nach Lugano verbracht, wo er, da er die Gesetze der Schweiz verletzt hatte, vor Gericht gestellt werden sollte.

Bassanesi lehnte es ab, ein Gesuch um provisorische Freilassung einzureichen. Er erklärte, er könne es nirgends besser haben als bei den Tessinern, die den jungen «Flieger der Freiheit», wie ihn die französische Presse getauft hatte, recht eigentlich verwöhnten. Er war zu einer Art Nationalheld geworden. Seine kühne Tat hatte weltweites Aufsehen erregt.

Am 17. November begann vor dem Bundesstrafgericht im Palazzo Civile mit seinen prachtvollen Wandgemälden der Prozess. Vorsitzender war der 73jährige Präsident Soldati, ein Tessiner, ein aufrechter Demokrat, der die Verhandlung in vornehmer Weise, autoritär und doch mit einer stillen Sympathie für den Angeklagten leitete. Dem Gericht gehörten ferner die Bundesrichter Kirchhofer, Rambert, Brodtbeck und Strebel an; als Ankläger fungierte der Tessiner Staatsanwalt BrenzoGalacchi.

Mitangeklagt waren jene, welche beim Unternehmen behilflich gewesen waren, darunter Professor Carlo Rosselli, der Mussolini besonders hasste. Er war mit 19 Jahren Kriegsfreiwilliger gewesen, mit 24 Professor der Nationalökonomie geworden, ein aufrechter Demokrat, welcher nun den Kampf gegen den Fascismus von Paris aus führte. Als er sich einige Jahre später wieder in Lugano auf hielt, haben ihn die Schergen mitten aus Schweizergebiet heraus, unter schwerster Verletzung des Völkerrechts, via Campione nach Italien verschleppt, wo er für immer in den Kerkern Mussolinis verschwand.

Hinter der Aktion Bassanesis stand das revolutionäre, antifascistische Komitee «Justizia e Libertà». Bassanesi hatte um dieses Fluges willen ein Fliegebrevet bestanden. Ein Flugzeug war rasch gekauft.

Bassanesi flog nach Genf, dann nach Bellinzona. Rosselli und ein weiterer Helfer, Tarchiani, hatten sich schon im Tessin eingefunden, um die Vorbereitungen zu treffen. In einer Luganeser Druckerei wurden die Flugblätter gedruckt. Von dort wurden sie nach Lodrino in der Leventina verbracht, wo von einem kleinen Flugplatz, der nur für Notfälle vorgesehen war, gestartet werden sollte. Ein mächtiges, auf der Wiese ausgebreitetes weisses Leintuch zeigte, wo gelandet werden konnte. Zufällig gehörte die Wiese einem Tessiner Sozialisten, und zufällig war sie am Tage vorher gemäht worden...

Am 11. Juli erschien der Farman-Eindecker; die Flugblätter wurden zugeladen, ohne dass der Motor abgestellt worden wäre. Dann stieg Bassanesi zu seinem Flug nach Mailand auf.

Mit Bassanesi flog ein anderer junger Italiener. Sein Name ist aber für immer geheim geblieben. Bassanesi hat sich immer geweigert, ihn preiszugeben. Auch gelang es der Tessiner Polizei nicht, festzustellen, wo die Flugblätter gedruckt worden waren.

Um die Mittagszeit warf Bassanesi die Flugblätter über Mailand ab. Um 1 Uhr traf er wieder in Lodrino ein. Seine Freunde hatten unterdessen Oel und Benzin herbeigeschafft, worauf er zum Rückflug nach Paris aufstieg. Am Gottard ereilte ihn das Schicksal.

Bassanesi hatte sich mit diesem Flug gegen die Luftverkehrsordnung vergangen, da lenkbare Luftfahrzeuge nur an den von den Aufsichtsbehörden bewilligten Landungsplätzen landen dürfen (Art. 20, Abs. 1 etc.). Dazu kommt, dass er schweizerisches Gebiet missbräuchlich in Anspruch genommen und durch seinen Flug mit revolutionären Zwecken völkerrechtliche Normen verletzt, somit die äussere Sicherheit der Schweiz gefährdet hatte. Dieser Ankla-

gepunkt wurde aber fallen gelassen, vor allem weil sonst die Einberufung der eidgenössischen Geschworenen notwendig geworden wäre. Das wollte man um jeden Preis vermeiden. Man dachte an jene waadtländischen Geschworenen, welche den Gesandten-Mörder Conradi freigesprochen hatten.

Verteidigt wurde Bassanesi durch den berühmten Pariser Anwalt Moro-Giafferi, die weiteren Angeklagten durch Borella, Nationalrat Rusca, Locarno, und Celio, den späteren konservativen Bundesrat. Unter den Entlastungszeugen befanden sich berühmte Namen, so Graf Sforza, der frühere italienische Aussenminister, der greise «Avanti»-Redaktor Turati, sowie Tarchiani, der Chefredaktor des «Corriere della Sera» gewesen war und allen Lockungen der Fascisten widerstanden hatte.

In den Verhandlungen ging es zeitweilig stürmisch zu; das Publikum machte aus seiner Sympathie für den Angeklagten kein Hehl, so dass Soldati wiederholt mit der Räumung der überfüllten Tribünen drohen musste. Er mahnte jeweils im reinsten Tessiner Dialekt zur Ruhe und sagte etwa: «Kinder, seid doch brav, ihr wisst ja, was wir alle denken.»

Bassanesi hatte zuerst bestritten, den Flug überhaupt ausgeführt zu haben, bequeme sich aber am ersten Tag der Verhandlungen zu einem Geständnis. Dass das Ganze ein Teamwork, ja ein Komplott gewesen sei, bestritt er auch nicht, weigerte sich aber, auch nur einen einzigen Mitarbeiter anzugeben. Seine stolze, vornehme Haltung vor Gericht, sein ganzes Auftreten, steigerte noch die Sympathien, die ihm entgegengebracht wurden.

Nebenbei bemerkt: Die italienischen Zeitungen durften keine Zeile über den Prozess bringen, und als es zwei Zeitungen in Como und Varese doch wagten, wurden sie schwer gebüsst. Dennoch war dieser Vorstoss ins Herz der fascistischen Diktatur das Tagesgespräch in Italien und gab manchem unentwegten Demokraten die Hoffnung, dass eines Tages die Diktatur wieder verschwinde.

Präsident Soldati verhinderte jede Diskussion über das fascistische Regime im Nachbarland, um den so schwer gereizten Duce nicht noch mehr zu vertäuben. Ohne Weiteres duldete er aber Zeugenaussagen, welche Bassanesi in ein gutes Licht rückten. So als der alte Turati von Bassanesi sagte, er sei ein Mensch, der bereit sei, für eine gute Sache sein Leben herzugeben. Er sei kein Sozialist, sondern ein Liberaler, Sekretär der italienischen Liga für Menschenrechte, «un santo laico», ein Heiliger der profanen Welt.

Der schöne junge Mann mit den grossen, tiefschwarzen Augen und der schlanken Gestalt hatte es besonders den Frauen angetan. Blumen und Geschenke türmten sich im Spital. Wenn Bassanesi den Saal, auf einen Stock gestützt, leicht hinkend, betrat, begrüßte ihn jeweils stürmischer Beifall, den er mit einem schüchternen, melancholischen Lächeln quittierte. Tausende, welche keinen Einlass finden konnten, umlagerten den Palazzo in der Hoffnung, den Flieger der Freiheit zu Gesicht zu bekommen, ihm zujubeln zu können.

Es war wie eine ungeheure Demonstration gegen das Regime, unter dem das Nachbarland seufzte.

Als im Laufe der Verhandlungen der Staatsanwalt versuchte, sich mit der antifascistischen Bewegung auseinanderzusetzen, wurde er jedesmal von Soldati prompt unterbrochen: «Reden Sie über die Verletzung der Luftverkehrsvorschriften, über nichts anderes...»

Mit dieser Taktik schuf sich der Vorsitzende ohne Weiteres die Möglichkeit, den Verteidigern das Wort zu entziehen, wenn sie dem fascistischen Regime den Prozess machen wollten. Der schlaue Tessiner zwang so alle Mitwirkenden, die heissen Eisen zu meiden.

Der Staatsanwalt hatte für Bassanesi 5 Monate Gefängnis, 1'000 Franken Busse und Ausweisung auf Lebenszeit, für die übrigen Angeklagten Gefängnisstrafen von 8 bis 14 Tagen beantragt. Das Urteil lautete auf 4 Monate Gefängnis (welche durch die Untersuchungshaft im Spital bereits abgesessen waren) und 200 Franken Busse. Die Landesverweisung wurde nicht ausgesprochen, da eine solche in den Luftverkehrsvorschriften nicht vorgesehen war. Die übrigen Angeklagten wurden freigesprochen.

Das Urteil wurde mit ungeheurem Jubel aufgenommen. Als man auf die Piazza hinaustrat, wurde man vom Sturm der Freude direkt mitgerissen.

Die Bundespolizei setzte aber dem Freudendelirium der Tessiner einen Dämpfer auf. Sie holte nach, was das Gericht nicht hatte tun können, und wies Bassanesi sofort aus der Schweiz aus.

Bassanesi traf in Basel ein, begleitet von einem alten Tessiner Sozialisten namens Tamo, einem Lokomotivführer, der wiederholt die Züge, mit denen jeweils Wilhelm II. die Schweiz durchquerte, geführt hatte. Für Bassanesis Empfang hatten wir nun ein besonderes Komitee zusammengetrommelt.

Bassanesi wollte nach Belgien, wo ihm ein Asyl winkte; Frankreich hatte

gegen ihn eine Einreisesperre erlassen, er durfte nicht einmal via Elsass weiterfahren. Mein persönliches Bemühen beim französischen Generalkonsul um ein Durchreisevisum blieb erfolglos. Mehr Erfolg hatte ich beim deutschen Generalkonsul, Dr. Foerster, einem guten deutschen Demokraten.

In einem italienischen Restaurant an der Heumattstrasse trafen wir uns zu einer kleinen Feier. Eine Gruppenaufnahme, in welcher Freund Arnold Diriwächter von der National-Zeitung zuvorderst zwischen Bassanesi und Tamo stand, verewigte den Augenblick des Abschieds.

Von Bassanesi habe ich später nie mehr etwas vernommen; er soll Europa verlassen haben.

1932: von Papen, Dollfuss, Herriot, Roosevelt

Es gibt magere, es gibt fette Jahre, wie es in der Bibel steht. Für einen Journalisten kann ein an wichtigen politischen Ereignissen reiches Jahr als fett bezeichnet werden.

1932 tagte in Genf die Abrüstungskonferenz, welche trotz vielem gutem Willen (nicht bei allen) zu einem Hornberger Schiessen wurde. Italien bereitete sich in aller Stille zum Überfall auf Abessinien vor. In Deutschland war Hitler ante portas, der den Krieg verherrlichte; schon vor seiner Machtergreifung hatte die schwarze Reichswehr aufzurüsten begonnen, trotz Versailler Vertrag.

Die amerikanische Rüstungsindustrie sah in einer Rüstungsbeschränkung einen Rückgang der Produktion und der Gewinnmöglichkeiten und hatte sich in Genf einige Journalisten gekauft, welche in geradezu zynischer Weise alle Bestrebungen, zu einer den Frieden sichernden Abrüstung zu gelangen, lächerlich machten. Man ist fast versucht, diese Herren mit Namen zu nennen, sie sind aber gestorben.

Im Herbst trat in Lausanne die Reparationskonferenz zusammen, um die endgültige Reparationssumme, welche Deutschland zahlen sollte, festzusetzen. Im Jahre vorher hatten sich die Sachverständigen und die Gouverneure der Notenbanken in Basel getroffen, und sie hatten gute Vorarbeit geleistet. Der joviale Gouverneur der Banque de France, Rist, aus dem ich um jeden Preis die ungefähre Summe herausbekommen wollte, hatte mir mit toderntem Gesicht gesagt, wenn ich in Basel ein Restaurant wüsste, wo man eine gute Bouillabaisse bekomme, lasse er mit sich reden. Ich wusste, wo. Die Fischsuppe hat ihm so geschmeckt, dass ich die ungefähre Summe, etwa 7 Milliarden, melden konnte.

Trotz der guten Vorbereitung wollten die Dinge in Lausanne nicht recht vorwärts gehen. Reichskanzler von Papen hatte im engsten Kreise erklärt, Deutschland denke nicht daran, noch weitere Reparationen zu zahlen, ja, es werde sogar einen Stopp für den Zinsendienst der bisherigen Anleihen eintreten lassen. Als ich diese Meldung publiziert hatte, gab es einen Sturm in der Presse. Von Papen liess mich sofort nach Ouchy kommen und forderte mich auf, unverzüglich zu dementieren.

Ich war guten Willens und fragte ihn, ob ich melden dürfe, der Reichskanzler habe erklärt, Deutschland denke nicht daran, seinen Verpflichtungen nicht

nachzukommen. Diese Fassung gefiel dem Herrn Kanzler nicht.

Ich regte weiter eine Formulierung an, wonach deutscherseits amtlich bestritten werde, dass Deutschland nicht zahlen wolle. Auch diese Fassung fand keine Gnade.

Ich versicherte dem Reichskanzler, ich wäre überaus glücklich, den Besitzern deutscher Anleihen in der Schweiz sagen zu können, dass die Meldung der SDA, wonach Deutschland die Absicht habe, den Zinsendienst einzustellen, gottseidank falsch sei. Wir konnten uns auf keine Formulierung einigen, worauf ich Herrn von Papen ins Gesicht erklärte, dass meine Meldung leider doch richtig gewesen sei (was sich später auch bestätigte).

Es war in jenen Tagen, als Reichsbankpräsident Dr. Hjalmar Schacht im Schosse einer bekannten volkswirtschaftlichen Gesellschaft von der starken Stellung des Schuldners sprach und ihm von unseren gut erzogenen Baslern noch Beifall gependet wurde.

Wiederholt sah ich in Lausanne auch den österreichischen Kanzler Dollfuss. Körperlich ein sehr kleiner Mann, war er, wie die meisten Österreicher, charmant und liebenswürdig. Man hätte ihm nicht angesehen, wie gewaltsam er kurz darauf mit der Opposition verfahren würde.

Besonders eng verkehrte ich mit Edouard Herriot, Maire von Lyon, damals französischer Ministerpräsident. Der joviale, breitschultrige Politiker feierte in Lausanne in engstem Kreise, zu dem ich ebenfalls geladen war, seinen 60. Geburtstag. Eines Tages teilte er mir vertraulich mit, von Papen habe ihm das Angebot eines deutsch-französischen Militärbündnisses unterbreitet. Ich dürfe dies als Meldung erst dann veröffentlichen, wenn es mir gelinge, eine Bestätigung von deutscher Seite zu erhalten. Das war nicht leicht. Zu von Papen konnte ich nicht gehen, der hatte mich hinausgeschmissen.

Ich habe von Papen später, am Tage nach der Saarabstimmung in seinem fürstlichen Gut in Wallerfangen besucht, wir haben melancholische Erinnerungen ausgetauscht, er war mir gar nicht mehr böse. Er war nun selber von denen überspielt worden, welche die Verpflichtungen Deutschlands viel radikaler missachteten. Wir haben allerdings kein Wort über Hitler gesprochen...

Als ich in Lausanne mit Freund Whiteleather von der Associated Press beim Abendschoppen sass, kam mir die Erleuchtung. Ich erzählte meinem Kollegen,

ich hätte gerüchtweise erfahren, dass von Papen dem französischen Ministerpräsidenten ein Bündnisangebot unterbreitet habe, und da ich zur Zeit persona non grata sei, könne ich die Sache nicht überprüfen. Wenn er wolle, könne er zu von Papen gehen.

Mein Kollege war sofort bereit. Er wurde am anderen Morgen nach einer Fühlungnahme mit dem Sekretariat vom Kanzler empfangen. Etwa eine Stunde später traf ich ihn, strahlend wie einen Maikäfer. Er hatte eine Sensation, von Papen hatte ohne Weiteres bestätigt, dass er einen solchen Vorschlag gemacht habe. In der Schweiz wurde die Meldung so verbreitet: «New York. Wie der Sonderkorrespondent der Associated Press in Lausanne in Erfahrung bringen konnte....»

Herriot klopfte mir auf die Schultern: «du bon travail». Wohl fasste die Konferenz von Lausanne einige Beschlüsse. Sie waren aber wertlos, weil Deutschland, bevor die Tinte auf den Verträgen richtig trocken war, sich entschlossen zeigte, sie gleich nachher zu zerreißen. – Von einem Bündnis mit Deutschland wollte Herriot schon deswegen nichts wissen, weil er sicher war, es gehe den Deutschen in erster Linie darum, freie Hand gegen den Osten, gegen Polen und die Tschechoslowakei zu bekommen.

Ich war kaum einige Tage nach Basel zurückgekehrt, als ich von Bern die Weisung erhielt, nach den USA zu fahren, um über die Präsidentschaftswahlen zu berichten. Ich hatte das Glück, von der Italia-Riunite, damals der grössten italienischen Schiffahrtsgesellschaft, zur Jungfernfahrt des Conte di Savoia eingeladen zu werden. Das war ein Schwesterschiff des Rex, ein herrlicher Dampfer von 40'000 Tonnen.

Meine Luxuskabine war neben der Kabine der Joan MacDonald, eines Filmstars. Man sagte von ihr, sie habe ausgezeichnete Beziehungen zum italienischen Kronprinzen – on dit. Sie veranstaltete an Bord Presseempfänge, welche ich tunlichst mied. Ich habe nichts gegen das schöne Geschlecht, allzu blendende Stars gehen mir aber irgendwie auf die Nerven. Sie tat, als ob sie mir böse wäre, weil ich mich nicht sehen liess. Ich schlief trotzdem ruhig.

Freilich, auf der Höhe der Azoren hatten wir einen solchen Sturm, dass das Schiff ein Leck erhielt. Bei Tagesanbruch gelang es, das Loch abzudichten, Wasser war schon in den Maschinenraum gedrungen. Der Dampfer konnte mit etwas verminderter Geschwindigkeit seine Fahrt fortsetzen. Es war eine böse Überraschung für eine Jungfernfahrt. Man murmelte an Bord etwas von einem antifascistischen Sabotageakt.

An Bord befand sich auch der Polizeichef von New York, Mulroony, mit seinen drei Töchtern, ein liebenswürdiger Ire. Er hat mir, ohne dass ich ihn danach gefragt hätte, versprochen, mir jederzeit in seiner Stadt behilflich zu sein. Das war mir später, als ich Reportagen im dunkelsten New York ausführte, sehr nützlich.

Mich wunderte, dass der Polizeichef ein ausgesprochener Freund eines guten Tropfens war, obwohl er in seiner amtlichen Eigenschaft in New York über die strikte Innehaltung der Vorschriften über die Prohibition zu wachen hatte. Erst später erfuhr ich in New York von der ausgezeichneten Zusammenarbeit zwischen Polizei und Alkoholschmugglern. Manche Million floss so in die Wahlkasse von Tammany-Hall, der Hochburg der Demokraten, welche in der Regel die Stadtverwaltung stellten. Langsam wurde mir klar, dass die ganze Prohibition nur eine Farce war. Jeder, den es nach Alkohol dürstete, fand eine Quelle.

Ein Beispiel: Ich fuhr mit Freund Doman, dem Gatten der Elisabeth Rethberg, von der noch die Rede sein wird, per Auto nach New York hinein. Es war ziemlich heiss, und wir hatten Durst. Doman hielt vor einem Polizisten mit rotem Haar – ein unzweifelhaftes Indiz für einen Iren. Wo könnte man da ein gutes Bier haben, war die etwas unverfrorene Frage. Als der Polizist festgestellt hatte, dass wir Germans seien, instruierte er uns knapp und deutlich: 48. Street, drittes Haus, drei Mal hart an die Türe klopfen. Wir klopfen, man öffnet. Es war ein bayrisches Bierlokal: «Maxi und Praxi», mit einer original-bayrischen Kapelle. Der Humpen, ausgezeichnetes Münchner Bier, kostete 60 Cents (3 Franken).

Oder ein anderes Mal: Wir fuhren nach New Jersey hinüber. Dort gab es zwei Schweizer Wirtschaften «Zum Wilhelm Teil» und «Zur wahren Freiheit», welche prima Schweizer Weine führten, teuer, aber gut. Woher ich die Adressen hatte? Natürlich vom Direktor unseres Hotels Mac-Alpin, einem Schweizer und Schwager eines bekannten Käsehändlers in Basel.

Unsere Basler Fasnacht ist sicher etwas Einmaliges, und doch hat eine amerikanische Präsidentschaftswahl einige Ähnlichkeit mit ihr. Es ist ein gewaltiger Rummel, Musikkorps mit ihren bunten Mützen marschieren auf, es wird nach Herzenslust getrommelt und gepfiffen, worauf ein Basler besonders reagiert... Der Wahlzug durchfährt einen Staat nach dem anderen. Fahnen und Standarten grüssen, Ansprachen werden gehalten, Hände geschüttelt, Versprechungen gemacht.

Von Bern aus hatte ich die klare Weisung, mich jenem Kandidaten anzuschliessen, der die meisten Aussichten hatte. Ich begann also mit einer persönlichen Gallup-Umfrage. Von neun Bankiers versicherten mir acht, man müsse leider mit der Wahl Roosevelts rechnen, denn er habe versprochen, die Prohibition aufzuheben und die Wirtschaft wieder anzukurbeln – was ja bitter nötig war, zählten doch die USA damals gegen 9 Millionen Arbeitslose. Ich fragte meinen Onkel, einen Farmer im Middlewest, und er meinte, die Farmer, die Bauern würden diesmal mit den Demokraten stimmen, unter Hoover sei der Getreidepreis zusammengebrochen. Auch andere Schweizer, darunter der damalige Konsul in New York, Dr. Viktor Nef, später Botschafter in Kanada, gaben Roosevelt die besten Chancen. Die Finanzwelt war gegen Roosevelt, weil sie befürchtete, er werde, einmal an der Macht, den Dollar abwerten – was er dann auch wenige Monate nach Amtsantritt tat.

In New York hatte ich verschiedene Freunde, darunter eben Elisabeth Rethberg, mit welcher meine Frau und ich wiederholt in ihrer schönen Villa in Brissago zusammen gewesen waren. Sie war in jenen Jahren der unbestrittene Star der Metropolitan Oper. Sie hatte sich am Hudson ein grosses Haus bauen lassen, im Souterrain ein Grotto Ticinese mit dem obligaten Kupfergeschirr, herabhängenden Maiskolben und Chiantiflaschen, es fehlten nur die Mandolinen.

Es war sehr nett bei ihr, aber die grösste Freude hat sie mir mit einem Billett für eine Festaufführung von Tannhäuser in der Metro gemacht. Der Platz hätte 60 Dollar gekostet, wenn ich ihn hätte zahlen müssen; das hätte die Möglichkeiten meines Budgets überstiegen.

Elisabeth Rethberg hat dann übrigens auf meinen Wunsch und weit unter ihren üblichen Preisen 1934 im Basler Stadttheater ein Gastspiel gegeben.

Bevor ich meine Reise nach den USA angetreten habe, hatte mich Bundesrat Schulthess nach Bern gebeten und mich speziell auf einige Fragen gestupft, welche wirtschaftspolitisch für die Schweiz aktuell waren. «Wissen Sie», meinte er, «ein Journalist kann mit seinen Fragen viel ungenierter dreinfahren als ein Gesandter.» Ich war dann überrascht, bei meiner Ankunft in New York von einem Attaché der schweizerischen Gesandtschaft in Washington begrüsst zu werden. Ich dachte mir zunächst: zuviel der Ehre. Er war aber nur gekommen, um mir die bundesrätlichen Wünsche noch einmal einzuprägen. Ich bin sonst nicht gerade schwerhörig.

Franklin D. Roosevelt wurde gewählt. Er war der 32. Präsident der USA.

Nun galt es, möglichst rasch an ihn heranzukommen. Unser stets hilfsbereiter, liebenswürdiger Konsul Nef war mit dem Sekretär von Roosevelt gut bekannt, und es ging keine 48 Stunden, bis wir, das heisst Karl von Schumacher, Korrespondent der «NZZ», später Herausgeber der «Weltwoche», und ich, von Roosevelt empfangen wurden. In jenem Moment war er noch Gouverneur des Staates New York und residierte in dessen Hauptstadt Albany-City am Hudson, die etwa 150'000 Einwohner zählte. An einer Wand der Eingangshalle des sehr ansprechenden Kapitols stellte ein mächtiges Gemälde La Fayette dar, wie er den Freiheitskämpfern seine Unterstützung mitteilt.

Roosevelt konnte zur Begrüssung nicht aufstehen, die Folgen seiner Kinderlähmung zwangen ihn zum Sitzen. Vor uns sass ein Mann mit einem mächtigen Oberkörper, auf den athletischen Schultern ein markanter Kopf mit hoher, breiter Stirn, leicht angegrautem, vollem Haar, grossen, offen blickenden grauen Augen, in denen immer wieder ein fröhliches Leuchten aufblitzte, ein Mann mit Humor.

Als ich ihn fragte, ob die neue Regierung die Zollschränken auf Schweizer Käse senken werde, lächelte er und meinte, in den USA gebe es viele Schweizer Käser, vor allem im Staate Virginia, welche ausgezeichneten Swiss Cheese herstellten. Übrigens hätten viele Amerikaner die englische Übersetzung der Bücher von Prof. Dr. Laur aufmerksam gelesen. Laur habe recht, wenn er den Schutz der eigenen Landwirtschaft vor der ausländischen Konkurrenz fordere, das gelte aber auch für die amerikanischen Farmer.

Mehr Glück hatte ich mit meinen Fragen in Bezug auf den Import von Uhren und Chemieprodukten.

Als ich aber das heikle Thema der Dollar-Abwertung anschnitt, wurde die Temperatur im Zimmer merklich kühler. Wenn man abwerten will, sagte Roosevelt, darf man nicht vorher darüber reden. (Und doch war in einer seiner Wahlreden eine unmissverständliche Anspielung auf die Notwendigkeit einer Abwertung enthalten gewesen. Er konnte sich indessen nicht mehr erinnern...)

Man hatte uns 20 Minuten Audienz bewilligt. Als wir uns verabschiedeten, sagte er auf Französisch – wir hatten die Unterhaltung zum Teil auch Englisch geführt – wenn er nicht Amerikaner wäre, würde er am liebsten Schweizer sein. Er schätze unser Land und seine gefestigte Demokratie ausserordentlich.

Er hatte uns zwischenhinein in einem Französisch, das an die Freiberge erinnerte, erzählt, seine «institutrice» sei von La Chaux-de-Fonds gewesen und er habe viel von ihr gelernt, er sei auch kurze Zeit in Montreux gewesen. Wir waren übrigens die ersten ausländischen Journalisten gewesen, welche der neu gewählte Präsident empfangen hatte, eine Auszeichnung, welche wir zu würdigen wussten.

Von allen Staatsmännern, denen ich im Laufe meiner journalistischen Tätigkeit begegnet bin, hat mir Franklin D. Roosevelt den stärksten Eindruck gemacht – ein Mann von ungewöhnlichem Format, der zugleich sehr sympathisch wirkte. Von ihm ging ein Strom echter Menschlichkeit aus, verbunden mit einem starken und klaren politischen Willen.

Zuviel Herz für die K.P.

In der «Frankfurter Zeitung» vom 14. September 1926 erschien die folgende Meldung:

Zur Attentatsdrohung gegen Motta

(Drahtmeldung unseres Korrespondenten)

«tg. Genf, 13. September. Die Attentatsdrohung auf Bundesrat Motta, die Freitag-Nacht aufgedeckt wurde und zur Verhaftung des geistesschwachen und epileptischen Russen Grinberg führte, war von einer gewissen, nicht alltäglichen Nebenerscheinung begleitet insofern, als ein schweizerischer Kommunistenführer in Basel, als Ohrenzeuge der gemeldeten Drohungen (Grinberg wolle den Tod Worowskis an Bundesrat Motta rächen), einen Vertreter der Schweiz. Depeschagentur, Herrn Kugler, nach Mitternacht zu Bundesrat Motta begleitete, um diesem von dem Gehörten und der ihm drohenden Gefahr Mitteilung zu machen. Dr. Wieser hatte damit offenbar den Beweis erbringen wollen, dass die Kommunisten den Individualterror verurteilen, und er hielt es wohl für angezeigt, den Russen Grinberg von vornherein von seiner Partei abzuschütteln.»

So mein längst verstorbener lieber Kollege Enrico Tung alias «tg.». Und so hat es angefangen: Gegen Mitternacht war ich vom Pont du Montblanc hergekommen, mit dem Entschluss, in der Bavaria noch einen Schlummertrank zu genehmigen. Da sah ich vor einem der grossen Restaurants, deren Tische und Stühle sich übers Trottoir ausbreiten, Dr. Fritz Wieser mit einem Manne sitzen und hörte beim Näherkommen, wie einer der beiden – welcher, weiss ich nicht mehr – von einem Attentat auf Motta sprach. Sofort blieb ich stehen, man konnte mich im Schatten der grossen Kastanien nicht sehen. Vor Neugierde brannte ich lichterloh!

Als sich dann der «andere» entfernt hatte, ging ich auf Wieser zu, den ich von Basel her gut kannte, grüsste freundlich und setzte mich an seinen Tisch.

Ich schien ihm nicht gerade willkommen. Wieser war damals Zentralpräsident der Kommunistischen Partei der Schweiz und spielte im politischen Leben von Basel eine grosse Rolle. Nun sah er sehr sorgenvoll aus, was ich ihm ins Gesicht sagte. Da meinte er trocken, wenn ich eine Ahnung von den Schwierigkeiten hätte, welche ihm Sorge bereiteten, würde ich in die Lüfte gehen.

«Du meinst das Attentat gegen Motta?» platzte ich heraus.

Wieser schien aufs Tiefste erschrocken. «Woher kannst du das nur wissen? Ja, es ist schon so, das ist eine verzwickte Sache.»

Langsam taute er, nachdem er doch überzeugt war, ich wisse einiges, auf, erzählte, wie da ein gewisser Grinberg im Sekretariat der K.P. in Genf aufgetaucht sei. Vorher sei der in der Anstalt für kriminelle Jugendliche bei Regensburg gewesen, welche von seinem – Wiesers – Bruder Paul geleitet werde. Grinberg sei dort ausgebrochen und habe erklärt, er wolle um jeden Preis den in Lausanne ermordeten russischen Botschafter Worowski, dessen Mörder die Lausanner Geschworenen freigesprochen hatten, an Motta rächen und diesen in den Wandelgängen des Völkerbundes niederschliessen.

Grinberg habe nun versucht, sich bei der K.P. einen Presse- oder anderen Ausweis zu verschaffen, um in den Völkerbund zu gelangen. Die Beschaffung solcher Ausweise bot damals keine besonderen Schwierigkeiten. Besonders kritisch sei die Lage, weil Grinberg Epileptiker sei. Diese seien manchmal vor den Anfällen besonders entschlossen. Wieser war sich klar darüber, dass ein solches Attentat ohne Weiteres den Kommunisten in die Schuhe geschoben würde, was zu einem Verbot der K.P. geführt hätte.

Ich begriff Wieser, dass er es ablehnte, zur Polizei zu gehen. Das wäre damals für einen Kommunisten unmöglich gewesen. Ich gab ihm den Rat, Motta im Hotel des Bergues aufzusuchen, um ihn über die ihm drohende Gefahr zu orientieren.

Wieser sträubte sich zuerst wie eine Katze am Hälsig. Schliesslich schleppte ich ihn über die Brücke – es war 1 Uhr nachts – wir meldeten uns bei der schweizerischen Delegation. Einer war noch wach, Legationsrat Daniel Secrétan, der 1917 mit mir zusammen Redaktor der SDA gewesen und dann als Sekretär ins Politische Departement gekommen war.

Er war aufs Höchste verwundert. Motta war schon zu Bett. Secrétan weckte ihn, und der Herr Bundespräsident – Motta bekleidete in jenem Jahr dieses

Amt – empfing uns in einem Schlafrock und in ziemlich ausgetretenen Hausschuhen. Man merkte, Motta, als guter Familienvater, ist sparsam, sehr sparsam.

Mit grossem Interesse hörte er uns an – ich sage «uns», weil Wieser zuerst gar nicht sprechen wollte und ich ihm jedes Wort herausreissen musste. Motta avisierte sofort die Genfer Polizei, dankte uns in überschwänglichen Worten für unser Kommen und unsere Warnung und entschuldigte sich, dass er uns zu so später Stunde nichts zum Trinken anbieten könne.

In der gleichen Nacht setzte eine fieberhafte Razzia der gesamten Genfer Polizei unter Zuzug von Organen aus Bern ein. Gegen die Morgenstunden gelang es, Grinberg in einer billigen Pension festzunehmen. Secrétan hat es mir gleich am frühen Morgen telephonierte. Der gute Secrétan: Als er noch auf der SDA war, sollte er eines Tages aus dem österreichischen Heeresbericht das Wort «Erzherzog» übersetzen. Prompt schrieb er statt «archiduc» «duc de bronze», und das blieb bei uns sein Spitzname.

Grinberg hat bei seiner Einvernahme ohne Weiteres zugegeben, er habe die Absicht gehabt, den Bundespräsidenten zu ermorden. Es zeigte sich in der Folge, dass er nicht ganz normal war, und man hat ihn in aller Stille über irgendeine Grenze geschafft. Es geschah dies nicht zuletzt auf besonderen Wunsch Mottas, der weiteres Aufsehen um seine Person vermeiden wollte.

Das nicht zustandegekommene Attentat hat im In- und Ausland Aufsehen erregt, vor allem wegen der Begleitumstände, wie schon tg. in seinem Bericht an die «Frankfurter» andeutete. Die englische Presse sprach, als sie den Kommunistenführer Wieser erwähnte, von His Majesty's Opposition.

Wieser hatte Motta ausdrücklich gebeten, die Polizei möge seinen Namen in der ganzen Affäre nicht erwähnen. Und Motta hatte das versprochen, nicht ahnend, dass praktisch jede Genfer Zeitung in der Polizeidirektion einen Mitarbeiter sitzen hatte...

Schlecht kamen wir beide in der sozialdemokratischen «Basler Arbeiterzeitung» weg, obwohl wir das Gefühl hatten, ganz einfach unsere Pflicht als Menschen und als Staatsbürger getan zu haben. In ihrer Nummer vom 14. September hatte die «AZ» gesagt: «Dass der völkerbundsfreundliche Genosse Kugler» – ich war damals noch Parteimitglied – «keinen Anstand an der Audienz bei

Bundesrat Motta nahm, liegt auf der Hand. Aber Herr Dr. Wieser als Schutzengel jenes Bundesrates Motta, der von Moskau wegen der Worowski-Affäre in Grund und Boden verdammt wird, ist doch etwas höchst Originelles.»

Dr. Fritz Wieser war, wie übrigens ein anderer prominenter Basler Kommunist, Emil Arnold, im Grunde genommen ein ganz guter Schweizer. Beide folgten nicht immer den Weisungen aus Moskau. Sie wollten den Kampf für die Interessen der Schweizer Arbeiter mit schweizerischen Methoden führen. Wer das tat, kam aber im Laufe der Jahre automatisch in Konflikt mit der Leitung der Internationale.

Ich persönlich hatte Fritz Wieser gerne. Er war ein grundgütiger Mensch, ein Menschenfreund, in den jungen Jahren ein grosser Idealist, bis ihn das Leben zusammenstauchte und seinen Idealismus so lange strapazierte, dass er zu einem Pessimisten wurde – zu einem unverbesserlichen Pessimisten. Er sah eigentlich immer schwarz. Dass er trotzdem noch so Grosses leisten konnte, vor allem auf dem Gebiete des genossenschaftlichen Wohnungsbaues, war ein Rätsel.

Wie unsere Ansichten manchmal auseinander gingen, dafür nur ein kleines Beispiel: Wir, das heisst Freund Wieser, meine Frau und mein Sohn wanderten eines schönen Tages über die Weiden der Freiberge. An einem Waldesrande stand irgendwo ein verlassenes kleines Cabriolet, ein sogenanntes Sie- und Er-Wägelchen.

«Du», meinte Wieser, «da ist jemand ermordet worden.»

«Ich glaube eher das Gegenteil», erwiderte ich spontan, worauf wir beide lachen mussten.

Von da an gab ich, wenn Wieser wieder seine düsteren Stunden hatte, nur das Stichwort «im Gegenteil», und meistens wirkte es.

Fritz Wieser hat eines Tages seinen Austritt aus der K.P. genommen, weil er einem der Ukasse der Partei nicht Folge leisten wollte. Er hätte die Basler Arbeiter ausgerechnet an einem 1. August zu grossen Demonstrationen gegen das Bürgertum aufbieten sollen. Im Rathaus hatte man ihm andererseits deutlich zu verstehen gegeben, dass in diesem Fall Polizei und Militär für die Ordnung sorgen würden. Wieser hatte seinerseits langsam genug von den politischen Streiks, durch welche die Lage der Arbeiter um keinen roten Rappen verbessert wurde. Wieser hatte zuviel Herz für die K.P. Diese hat dann in ihrer fanatisch rechthaberischen Art seinen Rücktritt nicht akzeptiert, sondern ihn ausgeschlossen und mit dem üblichen Hagel von Schimpfworten überschüttet.

Wieser ist damals zu seinem früheren Beruf als freier Journalist zurückge-

kehrt, wurde zu einem geschätzten Mitarbeiter der «Nationalzeitung», der Metallarbeiterzeitung und des «Landboten» in Winterthur. 1937 wurde er Zentralpräsident des Schweizerischen Mieterverbandes und trat mit aller Energie dafür ein, dass die verschiedenen lokalen Mietervereine aus der Periode der Proteste gegen die Mietzinsaufschläge herausstraten und zur Selbsthilfe in Form von Gründung eigener Baugenossenschaften übergangen – nach dem Spruch, der dem Pfarrerssohn Wieser entsprach: «Hilf dir selbst, so hilft dir Gott.»

Gerne wäre Fritz Wieser wieder Lehrer geworden, er hatte als Mathematiker einen ausgezeichneten Doktor gemacht. Regierungsrat Fritz Hauser, ein Sozialdemokrat mit der Aufgeschlossenheit eines echten Basler Humanisten, tolerant und weitsichtig, hätte den Mann gerne in den Staatsdienst genommen. Aber eine ganze Reihe von Eltern erhoben lärmenden Protest dagegen, dass man ihre Kinder einem ehemaligen Kommunisten anvertrauen wolle.

Für Basel war es ein Glück, dass Wieser nicht zum Staat kam. So konnte sich seine dynamische Persönlichkeit entfalten, und es gibt in Basel ganze Strassenzüge von genossenschaftlichen Wohnungen, welche durch seine Initiative entstanden sind. Ein schöneres Denkmal als Hunderte von zufriedenen Familien in relativ billigen Wohnungen kann sich ein Mensch schwerlich setzen.

Der Nicole-Prozess

Streiken um des Streikes willen, streiken auf kommunistischen Befehl, Unruhen, angestiftet von politischen Hetzern – das waren alles Symptome einer ungesunden Wirtschaftslage, einer Epoche, wo die Löhne hinter den Preisaufschlägen hintendrein hinkten, weshalb es Agitatoren nicht schwer fiel, die unsicher und unruhig gewordene Arbeiterschaft zu Demonstrationen zu bewegen.

Auch in Basel wurde auf Befehl der K.P. ein Unternehmen der Metallindustrie im St. Johannquartier bestreikt, obwohl die Lohnverhältnisse passabel waren und die Direktion durchaus zu Verhandlungen bereit war. Das Streikmotiv war so fadenscheinig, dass die Leitung der Metallarbeitergewerkschaft ihre Mitglieder auffordern musste, die Streikparole nicht zu befolgen. Gewerkschaft contra K.P. – das war damals aussergewöhnlich. Als der Sekretär der Metallarbeiter, Christoph Bolliger, mit Tätlichkeiten bedroht wurde, kündigte er an, er habe sich einen Revolver gekauft und werde im Notfall schiessen!

Der Basler Arbeiterbund unter Führung des nüchternen Sekretärs Ernst Herzog forderte in einer Massenkundgebung zum Kampf gegen den kommunistischen Übermut und zur Rückkehr zu gesunden gewerkschaftlichen Prinzipien auf. Das war im Februar 1930.

Wohin solche Aufhetzungen führen können, zeigte zwei Jahre später die Blutnacht in Genf, am 9. November 1932. In einem Prozess gegen den Rädelsführer Léon Nicole sollte die Schuldfrage abgeklärt werden. Einer der grössten Säle Genfs, die Salle Centrale mit 800 Sitzplätzen, wurde eigens für den Prozess neu eingerichtet. Dieser begann am 12. Mai 1933 und dauerte bis zum 6. Juni. Da die Anklage auf Aufruhr gegen die Staatsgewalt lautete, wurde sie vor die eidgenössischen Geschworenen gebracht. Es war einer der grössten Prozesse der Schweizer Geschichte, mit nicht weniger als 208 Belastungs- und 179 Entlastungszeugen.

Die Vorgeschichte: Léon Nicole hatte in seinem Blatt «Le Travail» die Banque-de-Genève-Affäre (der Zusammenbruch der Bank hatte viele Sparer ruiniert), sowie eine Reihe von Korruptionsfällen politisch stark ausgewertet und manchen anständigen Genfer, der mit all dem Schmutz nichts zu tun hatte,

damit in Verbindung gebracht, so dass sein politischer Antipode, der Fascist George Oltramare zu einer Kundgebung der Bürger Genfs auf gefordert hatte.

Nicole hatte von der Regierung verlangt, sie müsse diese Versammlung verbieten, sonst würden sie die klassenbewussten Arbeiter (ein Lieblings-Slogan jener Zeit!) mit Gewalt verhindern. Die Stellungnahme der Regierung war gegeben: Ein Verbot der Versammlung wäre eine Verletzung eines gut demokratischen Rechtes gewesen. Sie lehnte also ab, bot aber gleichzeitig die verfügbare Genfer Polizei auf.

Oltramare hielt seine Versammlung ab. Die Arbeiter marschierten vor dem Versammlungslokal auf. Nicole, der Kommunist Lebet und der Anarchist Tronchet forderten zum Angriff auf, was später als Aufruf zum Aufruhr bezeichnet wurde. Als die Angriffe immer heftiger wurden, griffen aus Lausanne herbeigeholte Rekruten in Kompanie-Stärke ein.

Als auch die Truppe immer stärker bedroht und tötlich angegriffen wurde, zog sie sich langsam gegen das Palais des Expositions zurück, und dort wurde der Befehl zum Feuern gegeben. Das Blutbad war da, grausig war die Bilanz: 13 Tote, etwa 70 Verletzte.

Die Bundesassisen, welche die Anklage gegen Nicole und 17 Mitangeklagte zu behandeln hatten, setzten sich zusammen aus der Kriminalkammer des Bundesgerichtes (drei Mitglieder des Bundesgerichtes) und zwölf eidgenössischen Geschworenen. Den Vorsitz führte mit überlegener Ruhe und Autorität Dottore Agosto Soldati.

Nicole war bereits am 10. November verhaftet worden, wurde aber nach einigen Wochen Untersuchungshaft aus gesundheitlichen Gründen provisorisch auf freien Fuss gesetzt. Der Publikumsandrang zum Prozess war gewaltig. Advokat Dr. Sillig in Vevey fungierte als ausserordentlicher Bundesanwalt, er war in erster Linie bemüht, alle Momente, welche den Aufruhrcharakter der Gegendemonstration kennzeichneten, aufzudecken, während Maître Dicker, der Verteidiger Nicoles, glauben machen wollte, dieser sei rein zufällig im Café Grütlı gewesen, wo man ebenfalls ganz zufällig beschlossen habe, die Versammlung Oltramares zu sprengen.

Ein Eindruck schälte sich aus den meisten Zeugenaussagen heraus: Nämlich, dass Nicole mehr Kommunist als Sozialist war und dass er, um sich die Gloriole des Volktribunen zu sichern, vor keinem Demagogenstücklein zurückschreckte. Wie aufhetzerisch seine Rede gewirkt haben muss, zeigte die Reaktion: Tausende riefen ihm zu: «Et la révolution!»

Vor Gericht wollte er vieles nicht mehr wahr haben. Er sprach von einer friedliebenden, ruhigen Volksversammlung. Die verbeulten und eingeschlagenen Stahlhelme der Rekruten, die zerbrochenen und beschädigten Maschinengewehre legten klares Zeugnis von der Wucht des Angriffes des «friedliebenden» Volkes ab! Die Soldaten sind zum Teil in unglaublich brutaler Weise angegriffen worden. Wundert sich da noch jemand, dass der Schiessbefehl erteilt wurde?

Als Rekruten der Festungstruppen mussten wir einmal Ende Januar 1914 in Lugano eine Bank, welche Bankrott gemacht hatte, vor den wütenden Tessinern, welche zum Teil ihre ganzen Ersparnisse verloren hatten, beschützen. Wir wurden von unseren fratelli ticinesi aufs Grässlichste beschimpft – faule Eier und andere nette Sachen flogen gegen unsere Kepi. Wir kochten vor Wut und hätten am liebsten das Feuer aus unseren Karabinern eröffnet, aber unsere Offiziere mahnten uns immer wieder halblaut zur Ruhe, zur Disziplin. Ja, einer sagte uns: «Ihr wisst ja gar nicht, wie berechtigt der Zorn all dieser Leute ist!»

Haben in Genf die Rekruten zu früh geschossen? War nicht irgendwo doch ein Fehler? Wenn man Militär einsetzen will, dann in genügender Stärke, in geschlossenen Kolonnen und befehligt von Offizieren, welche Herr über ihre Nerven sind. Auf die aufgeregte Menge hätte der Einsatz von Hydranten im November sicherlich abkühlend gewirkt.

Diese Feststellungen sind indessen keine Entschuldigung für jene, welche die leicht entflammbaren Genfer Arbeiter zur Sprengung einer öffentlich bewilligten Versammlung aufgereizt haben.

Nebenbei: Die Genfer Polizei war bei den ganzen Unruhen von einer beinahe sträflichen Gutmütigkeit. Der Genfer Polizist exponierte sich nicht gerne, er wusste nicht, ob der Feind rechts oder links stand.

Die Sozialisten wussten: Der Polizist, c'est un bon type, den drückt man mit sanfter Gewalt an die Wand. Typisch für die Einstellung der Polizei war die Aussage eines Korporals, als ihn der Präsident fragte, ob die Haltung der Menge feindselig gewesen sei: «Wie man's nimmt!»

Der Anklage gelang es einerseits nicht, zu beweisen, dass Nicole die Menge zur Durchbrechung der Absperrkette aufgefordert hat. Kläglich scheiterte andererseits der Versuch des Verteidigers, den Genfer Staatsrat, der Oltramares Versammlung bewilligt hatte, zum Hauptschuldigen zu stempeln. Am Versammlungsrecht gab es nichts zu rütteln, darauf hatte schon die Leitung der Sozialdemokratischen Partei in Bern in einem scharfen Schreiben an Nicole aufmerksam gemacht.

Die ungeheure Tragik der Vorkommnisse erhellte aus einem einzigen Beispiel: Einer der Rekruten, welcher dem Schiessbefehl Folge geleistet hatte, hat bei den Schiessereien seinen Vater verloren, der unter den Demonstranten war. Klar, leidenschaftslos, ohne jede Spur von Hass oder Zorn sagte der Zeuge aus. Es war einer der eindrucklichsten Momente des an Zwischenfällen so reichen Prozesses.

Warum die Menge trotz Clairon-Signal und Laden der Gewehre nicht zurückgewichen sei? Niemand glaubte im Ernst, dass die Soldaten schiessen würden – und wenn doch, nur blind! Allzu sehr waren die Genfer an die Gutmütigkeit ihrer Polizei gewöhnt gewesen. Eine Bemerkung eines Polizeikorporals: «17 Jahre Dienst, nie mussten wir blankziehen. Jetzt will man uns noch den Lohn abbauen, und die Einzigen, die sich für uns einsetzen, sind jene, gegen die wir blankziehen sollen. Der Teufel hole unseren Beruf!»

Vor Pfingsten sollten die Verhandlungen beendet werden. Als wir eines Abends in meinem «Stamm», der Bavaria, mit zwei Bundesrichtern einen friedlichen Skat bauten, erlaubte ich mir in einer Pause, den hohen Herren einen kleinen Wink zu geben. «Wenn», so sagte ich, «das Urteil vor Pfingsten gefällt wird, so kann es, je nach der Art des Urteils zu Riesendemonstrationen und neuen Unruhen kommen, nach Pfingsten sind die Leute müde und bleiben zu Hause.» Meine Anregung entsprang nicht reiner Menschenfreundlichkeit, sondern weitgehend egoistischen Motiven. Wenn der Prozess über Pfingsten hinaus dauerte, so musste ich in Genf bleiben, ich konnte meine Frau kommen lassen und ein paar schöne Tage über Pfingsten in Chamonix einschalten. Und siehe da: Die Herren des Bundesgerichtes schlossen sich ohne Weiteres meiner Ansicht an.

Noch war es nicht zu den Plädoyers gekommen, mühsam gingen die nicht enden wollenden Zeugeneinvernahmen weiter. Zwei Tatsachen ergaben sich: Einmal, dass die Angriffe auf die Soldaten nur möglich waren, weil diese anstatt in geschlossener Formation vorzugehen, in Einerkolonnen links und rechts der Strasse aufmarschiert waren, so dass die Menge einige hatte herausreissen können. Zum anderen: Der Schiessbefehl wurde erst erteilt, als die Kompanie augenscheinlich bedroht war.

Bundesrat Minger hat als Chef des Militärdepartements den Einsatz von Rekruten bei einem Ordnungsdienst missbilligt. Er wusste warum.

Nicole verstand es wie kaum einer, die Menge aufzuputschen. Er war selber eine eruptive, unbändige Natur, in dem ein Temperament brodelte wie die La-

va in einem Vulkan. Seine leidenschaftlichen Ausbrüche vor Gericht wurden vom Präsidenten immer wieder zurückgewiesen. Nachgewiesen ist, dass er mit den Kommunisten aufs Engste zusammenarbeitete. An deren Amsterdamer Kongress hatte er seine eigenen Parteigenossen als Verräter bezeichnet. Vor Gericht spielte er den friedfertigen Demokraten, was ihm keiner abnahm.

Schon früher hat es in Genf einen Putsch gegeben, als im Jahre 1847 die Radikalen unter Fazy das Rathaus erstürmten und das konservative Regime beseitigten. Damals gab es fünf oder sechs Tote.

Kurz vor Pfingsten vertrat der Staatsanwalt die Anklage, wobei er, was besonders auffiel, darauf verzichtete, einen Antrag auf Aberkennung der bürgerlichen Rechte zu stellen. Diese Massnahme hätte dazu geführt, dass Nicole sein Nationalratsmandat verloren und gleichzeitig aus dem Kanton Genf hätte ausgewiesen werden können. Die Anklage gegen eine Reihe weiterer Angeklagter liess er fallen, und zwar wegen Mangel an Beweisen. Noch einmal versuchte Maître Dicker mit einer Beredsamkeit, welche einer besseren Sache würdig gewesen wäre, seinen Klienten zu einem wahren Freund des Volkes zu stempeln, der nie an Gewalt oder Gewaltmassnahmen gedacht habe.

Präsident Soldati hatte mit seinen 76 Jahren in diesen anstrengenden Verhandlungen keinen Augenblick der Müdigkeit gezeigt, fürwahr, rein physisch eine gewaltige Leistung, welcher heute manch jüngerer Gerichtspräsident kaum gewachsen wäre. Sie sind zäh, unsere Tessiner!

Die Geschworenen fällten ihren Wahrspruch vor Pfingsten, er lautete auf schuldig gegen Nicole, auch gegen den Kommunisten Lebet, obwohl der Staatsanwalt die Klage gegen ihn hatte fallen lassen.

Das eigentliche Urteil der Strafkammer des Bundesgerichtes wurde erst nach Pfingsten, am Dienstag verkündet. Léon Nicole wurde zu 6 Monaten Gefängnis, abzüglich 60 Tage Untersuchungshaft, Lebet zu 4 Monaten, abzüglich 4 Tage Untersuchungshaft, weitere fünf Angeklagte wurden zu 2 bis 4 Monaten und Bussen von 40 bis 100 Franken verurteilt. Ausdrücklich stellte Präsident Soldati in der Urteilsbegründung fest, dass die Frage der eidgenössischen Intervention eine politische Frage sei, welche das Gericht nicht zu entscheiden hatte. Dem Gericht sei nichts anderes übriggeblieben, als im Rahmen des Wahrspruches sein Urteil zu fällen. In den Strafen sei der ganzen Situation, dem Ausmass der in Genf dominierenden politischen Leidenschaften Rechnung getragen worden, daher das milde Urteil!

1933: Ergebnislose Wirtschaftskonferenzen

Kaum war der aufreibende Nicole-Prozess (aufreibend, da ich zeitweise die Berichte zweisprachig erstatten und jeden einzelnen Bericht telephonisch selber durchgeben musste, sogenanntes Einmann-System, billig, aber eben: aufreibend!) zu Ende, musste ich nach London, an die Weltwirtschaftskonferenz.

Das war die grösste Konferenz nach dem Ersten Weltkrieg: Nicht weniger als 3'000 Delegierte aus 66 Staaten hatten sich in London auf Einladung des damaligen britischen Premierministers und bekannten Labourführers Ramsey MacDonald im Geologischen Museum, in einer kleinen Nebenstrasse im Herzen Londons zusammengefunden, um den Versuch zu unternehmen, die katastrophale Lage der Weltwirtschaft zu verbessern. Die Situation in den meisten Ländern, auch in der Schweiz, war gekennzeichnet durch die Massenheere der Arbeitslosen, durch den Zusammenbruch der Preise für landwirtschaftliche Produkte, vor allem des Getreides, durch den ständigen Rückgang der Kaufkraft der unteren Klassen. Vordringliche Ziele der Konferenz waren die Stabilisierung der Währungen und die Ankurbelung der Wirtschaft durch geeignete Massnahmen (Senkung der Zölle usw.).

Über der Konferenz lag der Schatten der ungelösten Frage der Kriegsschulden, nicht nur der deutschen. Es war symptomatisch, dass gerade in jenen Tagen England, Frankreich, Belgien, Italien sowie eine Reihe weiterer Staaten Gesuche an die USA um teilweise Stundung der Schulden und einen leichteren Abzahlungsmodus gerichtet hatten.

Die Wirtschaftskrise hatte in allen Ländern auch einen Rückgang der Steuereinnahmen zur Folge, während gleichzeitig die Ausgaben für Arbeitslosenfürsorge usw. stiegen.

Die Schweiz hatte dazu noch ganz besondere Sorgen, und zwar wegen des Transferstopps (auf gut deutsch: die Nichtbezahlung der Zinsen auf den in der Schweiz aufgelegten Tranchen der deutschen Nachkriegsanleihen), wie er von der Hitler-Regierung verfügt worden war. Ihre Delegierten versuchten, in Direktverhandlungen neben dem Konferenzgeschehen etwas herauszuholen.

Die USA hatten es abgelehnt, die Schuldenfrage im Rahmen der Konferenz behandeln zu lassen, sie wollten darüber mit jedem einzelnen der Schuldner

Fühlung nehmen. Auch die Demarchen des Amerikaners Léon Frazer, eines Direktors der BIZ in Basel, Amerika zu einer anderen Haltung zu bewegen, blieben erfolglos. Roosevelt hatte seine eigenen grossen Sorgen, noch zählte die Masse der Arbeitslosen in seinem Land gegen 10 Millionen!

Die USA opponierten überdies mit aller Entschiedenheit den Versuchen, eine Währungsstabilisierung herbeizuführen, war doch der amerikanische Präsident fest entschlossen, den Dollar abzuwerten, um so die Ausfuhr steigern zu können. Die amerikanische Delegation schritt sogar zum Gegenangriff gegen jene Staaten, welche die Goldwährung verteidigten. Darunter war auch die Schweiz, und ihre Vertreter in der Finanzkommission der Konferenz, Dr. h.c. Sarasin, Präsident des Bankrates der Schweizerischen Nationalbank, und Schnyder von Wartensee, Mitglied des Direktoriums, haben diese Angriffe mit Erfolg abgewehrt, ja, sie haben erreicht, dass gegen Schluss der Konferenz eine Resolution angenommen wurde, welche sich ausdrücklich zur Goldwährung als Basis für den internationalen Zahlungsverkehr bekannte.

Der schweizerischen Delegation gehörte auch Walter Stucki an, der bei dieser Gelegenheit zum Minister befördert worden war. Er galt seit geraumer Zeit als einer der zähesten schweizerischen Handelsvertrags- Unterhändler. Später entwickelte er sich zu einem unserer hervorragendsten Diplomaten.

Die Schweiz war eines der wenigen Länder, die nicht durch ein Mitglied der Regierung vertreten waren. Bundesrat Schulthess hatte ursprünglich gehen wollen, sich dann aber eines anderen besonnen, da er die Erfolgchancen der Konferenz äusserst gering einschätzte.

Weitere Mitglieder unserer Delegation waren Professor Bachmann, Präsident der Nationalbank, der Bauernpolitiker Professor Laur und Minister Paravicini, der Gesandte der Eidgenossenschaft in London.

Die Konferenz wurde am 12. Juni 1933 durch eine Ansprache von König Georg V. eröffnet. In seinen Ausführungen erinnerte er an die grossen Hoffnungen, welche die Völker der Welt auf diese Konferenz setzten. Diese Hoffnungen haben sich nicht erfüllt. Trotz der langen Dauer der Konferenz – fast sieben Wochen – konnten realisierbare Beschlüsse nicht erzielt werden.

Eine Welle von Eröffnungsreden ergoss sich über die geduldigen Zuhörer. Alle beteuerten, sie seien voll guten Willens. Es ist immer das gleiche: der Geist ist willig...

Aus all den Reden sei nur jene eines Vertreters eines Kleinstaates herausgegriffen, weil sie wie ein Notschrei klang, die Rede des österreichischen Kanzlers Dr. Engelbert Dollfuß, der in einem Moment sprach, als sich die Terrorakte in Österreich, die Dynamitattentate, die Überfälle auf politische Gegner durch die Nazi häuften, im Moment, als in Berlin ein österreichischer Diplomat unter Bruch des Völkerrechtes und unter Verletzung der diplomatischen Exterritorialität auf Befehl des preussischen Ministerpräsidenten verhaftet und ins Gefängnis geworfen worden war. Melancholisch zitierte der geplagte österreichische Staatsmann das Wort: Es kann der Frömmste nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt...

Der ostentative Beifall der Versammlung klang den anwesenden Vertretern des Hitler-Regimes unangenehm in die Ohren. Aussenminister von Neurath sass mit steinernem Gesicht da, während ein hämisches Lächeln die Züge des alten Fuchses Hugenberg verstellte.

Das Lächeln sollte ihm bald vergehen! Während seiner Abwesenheit von Berlin löste Hitler Hugenbergs Deutschnationale Partei auf. Als dieser daraufhin sofort nach Berlin zurückkehrte, erklärte ihm der Führer, seine Anwesenheit im Reichskabinett sei nicht mehr nötig... Hugenberg war einer jener Politiker, welche dem Gefreiten in den Sattel verhülften hatten. Nun: Der Mohr hatte seine Pflicht getan, der Mohr konnte gehen.

Einen stark beachteten Vorstoss auf dem Gebiet der Verbesserung der Lage in der landwirtschaftlichen Produktion unternahm unser Professor Laur, der für eine internationale Getreideplan-Wirtschaft, Reduktion der Anbauflächen, Exportkontingentierung der landwirtschaftlichen Hauptprodukte usw. eintrat. Seine Ideen wurden dann an der im gleichen Jahre nach Stresa zusammengerufenen internationalen Getreidekonferenz wieder aufgenommen.

Die Schweiz hat ihre Delegationen im Ausland immer sehr knapp behandelt. Ebenso jene beim Völkerbund, Motta hat sich gelegentlich gegenüber den Journalisten über die Knausrigkeit des Parlamentes, vor allem der Rechnungskommission beklagt. Es gab sozusagen kein Taschengeld.

Minister Stucki, Freund Fraser von der BIZ und ich drückten uns manchmal von den verschiedenen offiziellen Anlässen und speisten zusammen am Piccadilly in einem Tessiner Restaurant, dem Odennino, oder verzogen uns in eine gemütliche französische Weinstube an der Greek-Street. Stucki war in

seiner geraden Art, gepaart mit einem kräftigen Schuss Humor, ein wundervoller Partner bei solchen Eskapaden.

Die offiziellen Anlässe jagten sich. Am 17. Juni hatte das englische Königs-paar zu einer Riesenparty im Park des Windsor Castle geladen. Tenue: «Kurdi- rektor», das heisst gestreifte schwarze Hosen, schwarzer Veston. In England ist man punkto Kleidervorschriften bei Einladungen strenger als am spani- schen Hof: bei offiziellen Dinners Frack, bei Einladungen bei Freunden oder sonst privat zum mindesten Smoking. Am 26. Juni folgte ein Monstre-Bankett beim Lordmayor von London, einige Tage später eine Afternoon-Party bei Lady Astor auf ihrem reizenden Landsitz Cliveden.

Lady Astor hat auch wiederholt und in liebenswürdigster Weise die konti- nentalen Journalisten eingeladen. Sie war in ihrer Offenheit und Direktheit das erfrischendste Frauenzimmer in ganz Old England, und man fragt sich, wenn man solche Frauen sieht – es hat deren auch in der Schweiz –, warum man bei uns den Bürgerinnen noch immer das Stimmrecht verweigert!

Bei einer solchen Gesellschaft, zu welcher auch Ribbentrop, damals deut- scher Botschafter in London, geladen war, begrüßte er die Dame des Hauses mit dem Hitler-Gruss, also mit hoch aufgerichteter Hand. «Bei mir können Sie solche Äffereien unterlassen», sagte ihm die Lady freundlich lächelnd. Es muss wundervoll gewesen sein – ich war an diesem Abend leider nicht dabei –, wie der deutsche Diplomat die Contenance verloren hat. Die Engländer ha- ben freilich nicht gelacht, nur ganz still geschmunzelt. Sicher ist, dass es kein englischer Mann gewagt hätte, einen eingeladenen Gast so vor den Kopf zu stossen. Er hätte höchstens das gedacht, was Lady Astor laut gesagt hat. Frauen sind nun einmal couragierter – und manchmal auch ungenierter...

So gab es neben der Konferenz auch inoffizielle Einladungen in Hülle und Fülle, die Engländer sind betont gastfreundlich. Über das Weekend wurde man in einen Vorort oder an die Küste eingeladen. Der englische Sonntag ist in der Regel furchtbar langweilig, und doch, gerade diese Langeweile, dieses Aus- spannen war einem manchmal hochwillkommen.

Ein Dinner beim Premierminister war besonders anregend. Ich sollte MacDonald aber später von einer weniger charmanten Seite kennen lernen, nämlich nach der zweiten Stresa-Konferenz, wo er versucht hatte, Mussolini von seinen gefährlichen Plänen abzubringen und auf die englische Seite hin- überzuziehen. Auch jene Konferenz hatte, abgesehen von einem bombasti-

schen Communiqué, garniert mit Phrasen, die sich wie falsche Perlen an einer Kette aneinanderreihen, nichts ergeben. Mit dem Communiqué waren wir Presseleute in die nächste Kabine gerast. Es war heiss wie in der Hölle. Wir hatten, ab Blatt übersetzend, den ganzen Schwindel durchgestottert – und nichts wie heraus aus dem Brutkasten, hurra, eine Pferdekutsche zum Hotel, den bereits gepackten Koffer und die Schreibmaschine in die Droschke und hinauf zum Bahnhof!

Es gab noch einen Abendzug, der vor Mitternacht in Genf ankam. Als ich mit einem lieben Basler Kollegen die Absperrung um den Bahnhof passieren wollte, wurden wir daran gehindert. Mussolini nahm Abschied von MacDonald, und der Duce wurde, da er immer schrecklich Angst vor einem Attentat hatte, sehr scharf bewacht. Mit dem Mut der Verzweiflung riss ich meinen Presseausweis vom Völkerbund heraus und schrie die beiden Carabinieri mit maximaler Lautstärke an: «Lasciate passare, Diplomat!» Es wirkte.

Kaum waren wir im Zug, regte sich der Hunger. Wir hatten vor lauter Konferenzschluss keine Zeit gehabt, etwas zu Mittag zu essen, waren ganz in der Arbeit aufgegangen. Der Schnellzug hatte einen Speisewagen. Doch als wir in das ersehnte Paradies eintreten wollten, war ein italienischer Geheimpolizist, ein Gorilla, beim Türeingang postiert. Der Speisewagen war halb leer, aber MacDonald und seine Suite wollten beim Nachtessen nicht gestört werden. Die Franzosen hatten für ihre Delegation und für die französischen Journalisten einen eigenen Speisewagen anhängen lassen. Im Moment waren wir machtlos.

Doch wir Schweizer wussten: noch vor dem Simplontunnel müssen die italienischen Polizeibeamten aus dem Zug verschwinden. Kaum war in Domodossola der Zug wieder in Bewegung, setzten wir denn auch bitter entschlossen, vom Hunger getrieben, zum zweiten Sturmangriff auf den Speisewagen an. Der laut protestierende Maître d’Hôtel wurde sanft an die Wand gedrückt, wir besetzten die leeren Tische und gaben nicht eben leise unsere Bestellungen auf. Indigniert wurden wir von His Majesty Primeminister gemustert. Sofort protestierte er beim Chef des Wagens, bis ihm ein Journalist auf Englisch zurief, wir seien jetzt in der Schweiz, dieses Land sei eine Demokratie, wo jeder das Recht habe, den Speisewagen zu benutzen.

Der amerikanische Journalist Knickerbocker, der mit an der Spitze der Invasoren gewesen war, hat diese Szene in seinem Buch «Inside Europe» liebevoll geschildert, nicht gerade schmeichelhaft für MacDonald, der nicht einmal fertig

ass und erbost den Wagen verliess. Die anderen englischen Diplomaten, darunter ein alter Herr, der im Foreign Office unzählige Kabinette überlebt hatte, lächelten vorsichtig...

Wenden wir uns wieder London zu. Bei einer Parlamentssitzung sah ich zum ersten Male Winston Churchill. Leider hatte ich nie Gelegenheit, mit ihm zu sprechen; er galt schon damals als einer der besten Köpfe der Konservativen. Bei einem Empfang wurde ich andererseits Hitlers späterem Aussenminister, Botschafter von Ribbentrop vorgestellt.

Die Konferenz ging ohne praktische Resultate zu Ende, ein nichtssagendes Schluss-Communiqué legte eine Art Feigenblatt über die Blösse...

Wir reisten bei stürmischem Wetter ab. Man hatte uns geraten, auf den Flug nach Basel zu verzichten, der Wind sei allzu stark. Wir flogen trotzdem. Im Flugzeug befanden sich noch ein Direktor der Volksbank und einer vom Bankverein, welche in der Finanzkommission mitgearbeitet hatten. Kurz nach Paris nahm der Sturm eine solche Stärke an, dass wir nach den Chaumont-Bergen auf einem kleinen Militärflugplatz notlanden mussten, worauf wir die Reise mit der Eisenbahn fortsetzten.

In diesem Jahr 1933 war ich nur zwei Monate auf meinem Posten in Basel. Gewisse Fragen, welche schon an der Londoner Konferenz aufgeworfen worden waren, vor allem jene einer internationalen Getreideordnung, sollten an einer Sonderkonferenz in Stresa gelöst werden. Es war eine richtige, tödlich langweilige Fachkonferenz, für die Journalisten (aber auch für den Zeitungsleser) völlig uninteressant. Es gab Tage, wo man überhaupt keine Zeile durchgeben konnte, so dass ich nach Bern telephonierte und um Abberufung bat. Mein Hauptargument, das sonst immer eingeschlagen hat, war, es sei nichts zu verdienen. Ich musste bleiben, aus Prestige Gründen!

Also denn, wir schickten uns drein und wie! Der Langensee zeigte sich von seiner schönsten Seite, das Wasser war herrlich warm, der Himmel tiefblau. Ich war mit Minister Stucki beinahe jeden Tag im Lido, wir liessen uns braun braten, – diesmal aux frais de la confédération –, kümmerten uns einen Deut um die Getreidemengen von Ungarn bis Australien und ruhten uns einmal richtig aus. Etwa mal flüsterte mir Stucki eine kleine Indiskretion zu – er war ein Meister gewisser diplomatischer Finessen –, so dass etwas Leben in die Bude kam.

Für die weitere Entwicklung der Völkergemeinschaft bedeutete die Resultatlosigkeit dieser Konferenzen indessen ein weiteres Versagen der Kräfte, welche die Freiheit und den Frieden erstrebten.

Der Reichstagsbrand

Der Prozess gegen den Mann, welcher am 23. Februar 1933 den Reichstag angezündet hatte, hat ein weltweites Echo gefunden.

Im Vorwort zu meinem Buch «Das Geheimnis des Reichstagsbrandes», das 1934 erschien, schrieb ich: *«Dieser Prozess wird nie zu Ende sein! Die Hauptfigur ist tot – und man wird vielleicht nie wissen, ob es wirklich die Hauptfigur war. Man hatte es sehr eilig, ihm den Kopf abzuschlagen. Man hatte es sehr eilig, für immer einen Mund zu schliessen, aus dem in drei Monaten langen Verhandlungen kaum ein Wort herauszubringen war. Das Ereignis, das diesem Prozess den materiellen Inhalt gab, hat in dem entscheidenden Kulturvolke Mitteleuropas eine Umwälzung eingeleitet, deren Ergebnisse heute noch nicht abzuschätzen sind.»*

Die SDA hatte mich beauftragt, die Berichterstattung über den Prozess zu besorgen, es war keine leichte Aufgabe.

«Mensch, wer hat denn Sie nach Deutschland reingelassen», interpellierte mich ein Diplomat des Auswärtigen Amtes, als ich ihn im September in Berlin traf.

«Der Propagandaminister», war meine Antwort.

«Die kennen Sie nicht», meinte seine Exzellenz, worauf ich zur Gegenfrage schritt: «Und was machen Sie noch im Auswärtigen?»

Meine Frage hatte ihren guten Grund. Ich kannte den Diplomaten, der vom ersten Tag der Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund Mitglied dieser Delegation gewesen war. Vorher hatte er das Deutsche Reich als Botschafter in Madrid vertreten. Er war unter uns Journalisten wegen seiner Aufgeschlossenheit und seines Witzes bekannt. Als ich ihn im Jahre 1932 darauf aufmerksam machte, dass Hitler in Leipzig gesagt hatte, wenn er ans Ruder komme, werden Köpfe rollen, meinte er trocken: «Uns im Auswärtigen kann nichts passieren, wir haben keine Köpfe...»

Kurz, auf meine indiskrete Frage ripostierte er jetzt: «Wir Alten im Auswärtigen sind heute beim Roten Kreuz, wir müssen die Wunden verbinden, welche die Neuen schlagen!»

Doch zurück zum Reichstagsbrand. Am 27. Februar 1933, 10 Uhr abends, war folgendes Telegramm bei der SDA in Basel eingegangen:

«Das Reichstagsgebäude steht in hellen Flammen. Alle verfügbaren Feuerwehren sind aufgeboten.»

Am 1. März berichtete der «Völkische Beobachter»: «Das Feuer ist nicht durch Zufall ausgebrochen, sondern wurde gelegt. Man vernimmt, dass Brandstifter am Werke waren, während noch kommunistische Abgeordnete im Gebäude waren.»

Hermann Göring, preussischer Innenminister, trat in Erscheinung. – Im Bericht hiess es: «Göring gibt Anordnung an Anordnung. Eisigkalt und rücksichtslos entschlossen. – Der kommunistischen Pest ist in Göring ein Gegner erwachsen, der nicht mit sich fackeln lässt: Sofortige Verhaftung aller kommunistischen Abgeordneten, Verhaftung des kommunistischen Zentralrates – Immunität für Verbrecher gibt es nicht – Verbot der gesamten marxistischen Presse, Druckschriften usw.»

In der gleichen Nummer des Blattes schrieb Goebbels, der seine einmalige Chance sah, unter dem Titel «Ein Fanal» unter anderem: «Die roten Flammen, die aus der Kuppelhalle des Reichstages in den dunklen Nachthimmel hineinschlügen, werden für ganz Deutschland ein Fanal sein. Wie eine glühende Fackel stehen sie über dem Lande und weisen der Nation den Weg zur Befreiung...»

Der Brand des Reichstages, so sagte Goebbels, sollte das Fanal zum blutigen Aufruhr sein. «Es steht fest, dass mit diesem heutigen Tage in ganz Deutschland die Terrorakte gegen einzelne Persönlichkeiten, gegen das Privateigentum, gegen Leib und Leben der friedlichen Bevölkerung beginnen und den allgemeinen Bürgerkrieg entfesseln sollten.»

Erst später stellte sich heraus, dass alb diese Behauptungen der blühenden Phantasie der Nazi entsprungen waren und dass die Kommunisten vom Brande ebenso überrascht waren wie alle anderen. Die Kommunisten hatten an keinen Aufstand gedacht. Sie hatten all ihre Kräfte gegen die verhassten Sozialdemokraten eingesetzt und dabei die von Seiten der Nazi sich abzeichnende ungeheure Gefahr unterschätzt!

Amtlich wurde weiter gelogen: «Auf 14 Tage sind sämtliche Zeitungen, Zeitschriften und Flugblätter der sozialdemokratischen Partei verboten, da der Brandstifter aus dem Reichstag in seinem Geständnis die Verbindung mit der SPD zugegeben hat. Durch dieses Geständnis ist die kommunistisch-sozialdemokratische Einheitsfront offenbare Tatsache.»

Bald stellte sich heraus, dass der Hauptbrandstifter – die Existenz angeblicher Komplizen wurde erst später konstruiert – ein Holländer namens Marinus

van der Lubbe war, welcher sich als Kommunist ausgab, aber nicht Mitglied der holländischen K.P., sondern einer politischen Links-Sekte war. Und dann wurde weiter berichtet, er sei aus Russland gekommen. Er ist aber nie dort gewesen.

Es hiess auch, der kommunistische Reichstagsabgeordnete Ernst Torgler, Präsident der kommunistischen Fraktion, welcher am 27. Februar bis in die späten Abendstunden im Reichstag gearbeitet hatte, sei mit dem Brandstifter zusammen gesehen worden. Er sei der eigentliche Leiter des Komplotts. Als Torgler vernommen hatte, dass sein Name im Zusammenhang mit dem Brand genannt wurde, hatte er sich auf die Polizeidirektion begeben, um die Sachlage abzuklären. Die Polizei setzte ihn sofort in Haft.

Die Nazi nützten die allgemeine Empörung über die Brandstiftung sofort aus, sie schmiedeten das Eisen, solange es heiss war. Das Reichskabinett trat am Tag nach dem Brande zusammen. Es unterbreitete am 28. Februar dem Reichspräsidenten eine Notverordnung, deren Inkraftsetzung das Ende der Freiheit und Demokratie in Deutschland bedeutete: die Presse- und Versammlungsfreiheit wurde aufgehoben, gewisse Strafbestimmungen wurden verschärft, für Brandstiftung wurde die Todesstrafe vorgesehen.

Die Diktatur der Nazi hatte begonnen, der Reichstagsbrand hatte den Vorwand geliefert.

Dass sich aber später Hitler entschloss, aus dem Prozess gegen die Brandstifter einen gross aufgelegten Schauprozess nach russischem Muster zu machen, hat sich als eine kapitale Dummheit erwiesen. Ausserhalb Deutschlands waren die meisten Leute überzeugt, dass die Nazi, um einen Vorwand für die Aufhebung der Verfassung zu haben, das Reichstagsgebäude selber angezündet hätten. Der Verlauf des Prozesses bestärkte dann noch viele in diesem Glauben.

Wohl hatte van der Lubbe von Anfang an erklärt, er habe den Brand ganz allein gelegt. Die meisten Sachverständigen hielten dies aber für unmöglich. Die Organe der Voruntersuchung wie auch später das Reichsgericht teilten diese Auffassung, also mussten Komplizen gefunden werden. Die Polizei, die unter schwerstem Druck der Nazi – preussischer Innenminister war Göring! – stand, suchte die Mitschuldigen nur in einer Richtung, im Lager der Kommunisten.

Am 14. März kam aus Moskau die folgende Meldung: «Heutige Sowjetmeldungen behaupten, dass die Brandstiftung durch eine Gruppe Hitler-Leute

erfolgt sei. Van der Lubbe habe im Auftrage dieser Gruppe gehandelt, und es sei ihm dafür eine Belohnung von 50'000 Mark versprochen worden.» Die kommunistische Gegenoffensive hatte in der Weltöffentlichkeit eingesetzt.

Ausser Torgler wurden noch drei bulgarische Kommunisten verhaftet, von denen einer berühmt geworden ist, nämlich Georgi Dimitrow. Er wurde nach dem Zweiten Weltkrieg bulgarischer Ministerpräsident. Stalin hat ihn dann zu einem Kuraufenthalt ans Schwarze Meer kommen lassen, an welcher «Kur» Dimitrow starb. Tito, der eine ähnliche Einladung bekommen hatte, hatte den Pfeffer gerochen; er lebt heute noch. Dies nur nebenher...

Dimitrow hatte ein einwandfreies Alibi, ich komme noch darauf zurück. Während des Prozesses wuchs sich der streitbare Bulgare zum gefürchteten Gegenspieler des Reichsgerichtes aus. Immer wieder setzte er mit seinen bohrenden Fragen nach dem «Mephisto» ein, welcher hinter der ganzen Brandkomödie stecke, und es blieb niemandem verborgen, dass er damit Goebbels meinte...

Während der Dauer des Prozesses fand in Leipzig vom 29. September bis 2. Oktober der deutsche Juristentag statt, zu welchem 15'000 Juristen aus dem ganzen Reiche, Anwälte, Richter, Notare, Referendare, usw. zusammengeströmt waren. Reichsjustizkommissar Dr. Frank prägte an jener Tagung, der ich ebenfalls beiwohnte, das berühmt gewordene Wort: «Recht ist, was Deutschland nützt.» Und weiter sagte der bescheidene Jurist in dem grauenhaften Deutsch, das für die Nazi typisch war: «Wir haben in all diesen letzten Monaten die Organisation des Juristenstandes unnachsichtlich, zielbewusst und mit der Härte herbeigeführt, die dem neuen Typ des deutschen Menschentums entspricht. Wir sind ein stolzes Volk, wir sind ein Herrenvolk.»

Eigenartiges Zusammentreffen: Am gleichen Tag hatte Hitler auf dem Bückeberg bei Hameln, wo früher schon ein Rattenfänger umgegangen war, gesprochen, vor Bauern, von ihrer Notlage. Er warnte vor der Überheblichkeit, der Einbildung, dem Eigen- und Standesdünkel. Und er sagte: «Wir wissen, wie gross die Not im ganzen Volke ist.» Stolztes Herrenvolk in grosser Not...

A propos: Eines Tages wurde ich einfach zum Führer zitiert, er wolle mir ein Interview gewähren. Ich war gar nicht so neugierig, ich hatte Hitler in einer Riesenversammlung in Leipzig gehört und mein Bedarf an Sprüchen wäre ei-

gentlich gedeckt gewesen. Ich zögerte, nahm Fühlung mit der «obersten Heeresleitung» in Bern. Dort hiess es: «Sie müssen gehen. Wir» – die Depeschagentur – «können uns die Brüskierung des Reichskanzlers nicht leisten.» Ich ging.

Ich habe Hitler genau angesehen. Schon sein Händedruck gefiel mir nicht, er hatte etwas Feminines. Seine Schmachlocken und sein Schnäuzchen irritierten mich noch mehr. Seine Sprache war zwar wohltönend, was er über die Schweiz sagte, war freundlich, aber ein Sammelsurium von Phrasen, mit dem ich mit dem besten Willen nicht viel anfangen konnte. Das Interview ist denn auch nie erschienen, ich hatte nicht gewagt, meinen Zeitungen eine solche Sammlung von Banalitäten anzubieten.

Übrigens, Dr. Albert Oeri von den «Basler Nachrichten» hatte nach dem 30. Juni 1934 auch ein «befohlenes» Interview. Als ich ihn später einmal fragte, warum er denn keine Zeile davon veröffentlicht hätte, sagte er kurz und trocken: «Dorum!»

Ich durfte Hitler keine Fragen stellen, das war zum vorneherein vereinbart worden – und dem sagt man Interview! Nach knapp 15 Minuten wurde ich verabschiedet. In mir blieb ein geradezu ungeheuerliches Staunen zurück darüber, dass in einem so gescheiterten und tüchtigen Volke ein solcher politischer «Naturarzt» die Macht hatte an sich reissen können.

Doch zurück zum Reichstagsbrand. Auch in Deutschland begannen sich Zweifel zu regen. Die «Deutsche Allgemeine Zeitung» äusserte als erstes bürgerliches Blatt – noch war die Presse nicht gleichgeschaltet – Zweifel darüber, ob tatsächlich der Brand von den Kommunisten gelegt worden sei.

Am 21. September begannen in Leipzig vor dem Reichsgericht die Verhandlungen gegen die Angeklagten. Den Vorsitz führte der Senatspräsident Dr. Bünger.

Nicht der Hauptangeklagte van der Lubbe ist die Hauptfigur, sondern eben der Bulgare Georgi Dimitrow, ursprünglich Maschinensetzer, später Schriftsteller, geboren 1882 in Radomir, ein unbändiger, stolzer, die Gefahr verachtender Revolutionär, ein Mazedonier. Sieben Monate Haft, davon vier in Fesseln, haben seinen Trotz, sein Temperament nicht im Geringsten geschwächt oder gebrochen. Ein hochgewachsener Mann mit graumeliertem, welligem Haar, das ursprünglich tiefschwarz gewesen sein mag. Schwarze funkelnde Augen, eine hohe breite Stirn, darunter eine kühne Hakennase, so stellen wir

uns die bulgarischen Komitadschis vor. Mit seiner Überzeugungskraft, seiner aggressiven Intelligenz hat es Dimitrow fertiggebracht, dass am Schluss des Prozesses nicht der Kommunismus, sondern der Nationalsozialismus auf der Anklagebank sass.

Ausserhalb der Grenzen Deutschlands hatte sich ein internationaler Untersuchungsausschuss für den Reichstagsbrand gebildet. Eines seiner Mitglieder, der bekannte französische Rechtsanwalt Moro-Giafferi hatte in aller Öffentlichkeit behauptet, Göring sei der Urheber des Reichstagsbrandes. Dieser Behauptung schloss sich in London, wo der Ausschuss tagte, auch der schwedische Rechtsanwalt Branting an; ja, er präziserte, dass Göring die Brandstiftung durch eine Gruppe von SA-Leuten habe ausführen lassen. Diese seien durch den unterirdischen Gang, welcher das Präsidialgebäude – Göring war Präsident des Reichstages – mit dem Reichstagsgebäude verbindet, in den Reichstag gelangt. Der Ausschuss hatte auch verlangt, dass van der Lubbe, das Werkzeug und zugleich der «Vorgeschobene», durch zwei schweizerische Ärzte auf seinen Geisteszustand hin untersucht werde.

Klänglich scheiterten andererseits die Versuche der deutschen Polizeinstanzen, Dimitrow mit dem Reichstagsbrand in Beziehung zu bringen oder ihm auch nur die Zusammenarbeit mit den deutschen Kommunisten nachzuweisen. Er war in Deutschland für die Imprekorr (kommunistische Korrespondenz) tätig gewesen und hatte sich fast ausschliesslich mit Fragen befasst, welche Bulgaren betrafen. Als noch harmloser erwiesen sich die beiden anderen Bulgaren Popoff und Taneff. Da auf die Ergreifung der Brandstifter eine hohe Belohnung ausgesetzt war, hatte ein schlauer Kellner im Bayernhof die Polizei auf die drei verdächtigen Bulgaren – Ausländer sind immer verdächtig! – aufmerksam gemacht, worauf sie auch prompt verhaftet und monatelang unschuldig eingesperrt worden waren. Dass dann der Kellner unter Eid behauptete, er habe van der Lubbe mit den drei Bulgaren zusammen gesehen, gehört in die Sammlung jener Meineide, wie sie in diesem Prozess am laufenden Band geleistet wurden. Zu jenem Zeitpunkt hatte sich Dimitrow gar nicht in Berlin befunden, und die beiden anderen Bulgaren waren erst nach der Verhaftung van der Lubbes in den Bayernhof gegangen. Zudem kannte van der Lubbe nicht einmal die Strasse, wo sich das Restaurant befand.

Dimitrow hatte, was die Nacht des Reichstagsbrandes anbetrifft, ein hieb- und stichfestes Alibi. Er war am 25. Februar nach München gereist, übernach-

tete in der Nacht vom 26. auf den 27. Februar (Brandnacht) im Hotel zum Roten Hahn (welch ein Symbol). Dort wies er sich mit einem in der russischen Passfälscher-Zentrale hergestellten Schweizer Pass aus, der auf den Namen Dr. Hediger lautete und durch die KP Basel geliefert worden war. In einem Schlafwagen fuhr er anderntags nach Berlin.

Eine Nachkontrolle ergab die Richtigkeit dieser Angaben. Im Zug hatte er sich mit einer Berliner Dame aus bester Gesellschaft angefreundet, welcher er erzählte, er sei vom schweizerischen Bundesrat beauftragt, den Niedergang der deutschen Kultur zu studieren. Die Dame hat ihn übrigens in Berlin bei sich zu Hause empfangen, doch wurde sie nie als Zeugin aufgeboten.

Der Prozess wurde in der Folge teilweise in Berlin durchgeführt, wohin am 10. Oktober alles übersiedelte. Es war so möglich, mehr als 120 Zeugen an Ort und Stelle einzuvernehmen und zugleich den Tatort zu besichtigen. Die Verhandlungen fanden im grössten Saale des früheren Parlamentes statt. Eigenartige Gefühle mögen den Angeklagten Torgler hier, im Saal des Haushaltsausschusses, bewegt haben; Torgler war bis zu seiner Verhaftung Präsident dieses Ausschusses des Reichstages gewesen.

In Berlin lernte ich Ernst Lemmer kennen, einen tapferen deutschen Journalisten, der trotz der Unbill der Zeiten und trotz grossem persönlichen Risiko nicht von seiner demokratischen Überzeugung abliess. Wir waren bald befreundet und fanden Möglichkeiten interessanter Zusammenarbeit. Nach dem Krieg – unter Konrad Adenauer – ist Lemmer Mitglied des Kabinetts geworden.

Die Zeugeneinvernahme ergab, dass verschiedene Leute van der Lubbe gesehen und beobachtet hatten. Andere hatten das erste Aufleuchten des Feuers, die ersten Flammen gesehen und die Feuerwehr alarmiert. Sie berichteten auch, wie van der Lubbe dabei erwischt wurde, wie er seine Brandstiftertätigkeit ausübte. Van der Lubbe habe sich ohne jeden Widerstand von einem Wachtmeister verhaften lassen. Er gab zu, den Brand gelegt zu haben. Auf den Polizeioffizier, der ihn als erster einvernahm, machte er den Eindruck eines Irrsinnigen.

Dagegen behauptete der Brandsachverständige Professor Lepsius, ein Chemiker, er habe das Gefühl gehabt, einen ganz klugen Mann vor sich zu haben. Die Sachverständigen glaubten wie gesagt aus technischen Gründen nicht, dass die Brandstiftung die Tat eines Einzelnen war.

Gerade diese Kardinalfrage konnte aber im Verlauf des Prozesses nicht einwandfrei abgeklärt werden.

Verschiedene Behauptungen im kommunistischen Braunbuch (Verfasser Münzenberg), das im Prozess eine grosse Rolle spielte, haben sich ebenfalls als Spekulationen oder unwahr erwiesen.

Ein wichtiger Hinweis in diesem Buch bezog sich auf den unterirdischen Gang von Görings Präsidialgebäude zum Reichstag. Dieser Gang hätte zwar tatsächlich von Brandstiftern benützt werden können. Das konnten wir Pressevertreter feststellen, als wir ihn durchschreiten durften.

Aber: Verschiedene SA-Führer, so der frühere Fememörder Heines, jetzt Polizeipräsident von Breslau, ferner Graf Helldorf, Polizeipräsident von Potsdam, sowie Oberleutnant Schulz, ebenfalls Fememörder und Organisator der Schwarzen Reichswehr, ein bekannter Freikorpsführer, sind im Braunbuch beschuldigt worden, mit der Brandstifter-Patrouille in den Reichstag hinüber gegangen zu sein. Es wurde nachgewiesen, dass sie in jenen Tagen ebenso wenig in Berlin waren wie der von den Nazi beschuldigte Dimitrow. Merkwürdig ist freilich, dass all diese Nazigrössen in der Mordnacht des 30. Juni 1934 auf höheren Befehl der Nazi-Führung in Berlin «umgelegt» worden sind. Wussten sie doch zuviel? Sehr leicht hat sich der Zeuge Graf Helldorf die Sache gemacht, als ihn Dimitrow fragte, wie er sofort habe behaupten können, dass die Kommunisten und Sozialdemokraten bei der Brandstiftung beteiligt gewesen seien, indem er antwortete: «Weil alle Marxisten Verbrecher sind.»

Die Meinung, die sich die Pressevertreter von der Besichtigung des abgebrannten Teiles des Reichstages gebildet hatten, habe ich in meinem Buche festgehalten: «Der Eindruck, der nach der Besichtigung vorherrschte, war der, dass van der Lubbe unmöglich allein überall hat das Feuer legen können.» So argumentierte Peter Luger vom «Telegraaf» in Amsterdam, so Dr. Reto Caratsch von der «NZZ», Eduard Behrens von der «National-Zeitung», Hermann Böschenstein von den «Basler Nachrichten», kurz alle, mit denen ich gesprochen hatte. Die Besichtigung des Tatortes hat das Rätsel, das über dem Brande liegt, noch vertieft.

Als ein weiterer Sachverständiger, Geheimer Regierungsrat und Professor an der Technischen Hochschule Berlin, Josse, feststellte, dass es mehrere Brandstifter gewesen sein müssten und dass die Brandstiftung sorgfältig vor-

bereitet worden sei, meinte Dimitrow trocken: «Wir kennen das dumme Werkzeug, den armseligen Faust, wo ist aber der Mephisto?»

Schwer war in diesem Prozess die Aufgabe von Dr. Sack, dem Verteidiger Torglers. Obwohl er selbst Nationalsozialist war – wenn auch etwas mit Edelrasse, mit Monokel –, ging er doch ganz in seiner Verteidigung auf und trat für seinen Klienten mit grossem Geschick und ungewöhnlicher, damals in Deutschland eher seltener Zivilcourage ein. Später musste er das mit dem Leben zahlen.

Noch schwerer war die Rolle des Senatspräsidenten Dr. Büniger, der sich krampfhaft bemühte, seinen Angstkomplex vor dem nationalsozialistischen Druck hinter dem Feigenblatt einer nicht ungeschickt gespielten Objektivität zu verbergen. Indessen versagte er hie und da, wie wir gleich bei der Einvernahme von Hermann Göring, preussischem Innenminister und Präsidenten des Reichstages, hören werden, dessen «Zeugnis» eine Art Höhepunkt des ganzen Prozesses bildete. Göring sagte unter anderem aus: «Ich weiss geradezu hellseherisch, dass die Kommunisten den Brand entzündet haben.»

Zur Sprache kam auch der angebliche Selbstmord des deutschnationalen Reichstagsabgeordneten Oberföhren, der in einer Denkschrift, dem berühmt gewordenen Memorial Oberföhren, behauptet hatte, dass der Reichstag von den Nazi angezündet worden sei. Ich habe im Juni 1933 zusammen mit Albert Oeri eine Photokopie dieser Denkschrift in der Redaktion des «Manchester Guardian» einsehen können.

Dimitrow hat Göring unter die Nase gerieben, dass die ganze Voruntersuchung nur darauf eingestellt gewesen sei, den Brand den Kommunisten anzuhängen. Andere Möglichkeiten seien überhaupt nicht erwogen worden, was von Göring bestritten wurde. Als dieser einmal mehr die Kommunisten als Verbrecher bezeichnete, fragte ihn Dimitrow, ob er wisse, dass diese Partei den sechsten Teil der Erde, die Sowjetunion regiere und mit Deutschland gute wirtschaftliche Beziehungen unterhalte und so Tausenden und Abertausenden von deutschen Arbeitern Arbeit verschaffe. Daraufhin sprach Göring von nicht eingelösten russischen Wechseln, eine Behauptung, welche er schon wenige Tage später dementieren musste. Als er nicht mehr weiter wusste, wurde er grob und sagte zu Dimitrow: «Sie sind in meinen Augen ein Gauner, der direkt an den Galgen gehört», welche Bemerkung stürmische Bravorufe im Zuhörerraum auslöste. Dimitrow prophezeite darauf Göring: «Ich werde nach Ihnen

baumeln.» Er hat nicht ganz Recht behalten – Göring hat sich dem Galgen durch Einnahme von Zyankali entzogen, und wie Dimitrow später umkam, habe ich bereits ausgeführt.

Der Präsident hätte natürlich den Angeklagten, dessen Schuld ja nicht bewiesen war, gegen diese ungeheuerlichen Beleidigungen eines Zeugen – und wenn dieser auch ein Minister war – in Schutz nehmen müssen. Aber eben, auch der «objektive» Präsident des Reichsgerichtes stand stramm. Das wirkte auf den neutralen Zuhörer deprimierend.

Torgler trat Göring ebenfalls entgegen. Es sei unsinnig anzunehmen, dass die Kommunisten den Reichstag angezündet hätten, das wäre ja politischer Selbstmord gewesen.

In diesem Zusammenhang berichtete übrigens Torgler auch, er habe am 5. Februar den erwähnten Deutschnationalen Oberfohren gefragt, ob es ihm in der neuen Regierungskoalition gefalle. Oberfohren habe erwidert, es sei geradezu unerhört, was sich abspiele. «Wir Deutschnationalen haben nicht das geringste Interesse an einem Verbot der Kommunisten, dagegen die Nationalsozialisten umso mehr. Wir wären Toren, wenn wir dieses Verbot mitmachten, denn damit würden wir ja selbst die Möglichkeit für die Nationalsozialisten schaffen, bei den Reichstagswahlen die alleinige Mehrheit zu bekommen, und wir wären dann rettungslos und mit Haut und Haaren auf gefressen.» (Diese Einsicht kam den Deutschnationalen reichlich spät...)

Torgler stellte abschliessend fest: Er müsste geradezu irrsinnig gewesen sein, wenn er durch ein Attentat die Pläne der Nazi gefördert hätte. Göring replizierte, dass die Anregung für ein Verbot der KP von Hugenberg ausgegangen sei, Hitler habe sich widersetzt... Und einmal mehr explodiert der unbeherrschte Innenminister: «Wir sind hier nicht die Angeklagten, sondern die Ankläger.» Er irrte.

Der Auslandspressechef Dr. Hanfstaengl, der später im Exil den Nazi die Brandstiftung anlastete, hat am Abend des Reichstagsbrandes Minister Goebbels angeläutet, um ihn über den Brand zu orientieren. Goebbels sagte vor Gericht aus, er habe zuerst geglaubt, Hanfstaengl erlaube sich einen Ulk. Nach seiner Ansicht hätte der Brand das Signal für den kommunistischen Aufstand sein sollen. Goebbels betonte, dass man in einem «Kabinett von Ehrenmännern» über das Verbot der KP völlig einig gewesen sei.

Eine pikante Note kam in die Verhandlung, als der Präsident in das rege Liebesleben Dimitrows hineinleuchtete, worauf dieser zornig erwiderte: «Was

hat das mit dem Reichstagsbrand zu tun? Ich bin weder impotent noch homosexuell, sondern ein richtiger Mann.» Er hatte die Lacher auf seiner Seite.

Am 13. November geschieht auf der Anklagebank etwas Merkwürdiges: Van der Lubbe trägt zum ersten Male seit Beginn dieses eigenartigen Prozesses den Kopf hoch, schaut sich das Publikum an und scheint sich überhaupt für die Umwelt zu interessieren. Boshafte Zungen behaupten, das Abstimmungsergebnis vom 12. November (Reichstagswahlen), das das «Erwachen» von 40 Millionen Deutschen gebracht habe, habe auch ihn geweckt...

Er gibt auf verschiedene Fragen vernünftige Antworten und erklärt auf eine Frage von Dimitrow, er habe wenig mit Kommunisten verkehrt. Eine weitere Frage Dimitrows, wen er mit seiner bisherigen Schweigetaktik schonen wollte, beantwortet er indessen nicht. Den Abend vor der Brandstiftung hat van der Lubbe in einer öffentlichen Nazi-Kundgebung verbracht. Van der Lubbe, welcher ein ganzes Paket Kohlenanzünder gekauft hatte, versichert auf weitere Fragen, er habe den Brand ganz allein angelegt. Diese Erklärung begleitet er merkwürdigerweise mit einem hohnvollen Lachen – und ebenso schnell, wie er aufgewacht ist, fällt er dann wieder in seinen Dämmerzustand zurück. In meinem Buch schrieb ich: Er wird erneut schweigsam, er zieht sich in sich selbst zurück wie eine Weinbergschnecke, mit deren Fühlern man etwas unsanft in Berührung gekommen ist.»

Noch einmal rafft sich van der Lubbe zu einer Intervention auf, nachdem am 23. November das Verfahren nach Leipzig zurückverlegt worden ist. Er möchte wissen, wann endlich das Urteil gesprochen wird, er sei nun schon 8 Monate in Haft. Als der Vorsitzende, der Oberreichsanwalt und sein Verteidiger wissen wollen, wer denn seine Mittäter gewesen seien, erwidert er, das sei ja schon lange abgeklärt, er sei allein gewesen. «Ich kann nur immer wieder sagen, dass ich den Reichstag allein angesteckt habe. Ich bin der Angeklagte, ich will mein Urteil haben, damit ich zwanzig Jahre Gefängnis bekomme oder den Tod.»

Van der Lubbe protestierte dagegen, dass man ihn ständig gefesselt habe. Vor der Tat habe er mit niemandem gesprochen. Als Dimitrow insistiert, van der Lubbe habe möglicherweise die Leute nicht gekannt, welche im Plenarsaal den Brand vorbereiteten, wird dies von van der Lubbe bestritten. Er könne nur wiederholen, dass er auch den Plenarsaal mit den Fetzen seiner Jacke angezündet habe. Er habe auch nie gesagt, er sei Mitglied der Kommunistischen

Partei. Plötzlich wird der Holländer wieder schweigsam und murmelt, er habe Stimmen in seinem Körper.

Das waren die wenigen einigermassen klaren Worte des Hauptangeklagten, der in fast allen Sitzungen dasass wie ein Mann, dem man schwere Betäubungsmittel verabreicht hatte...

Aus den endlos langen Verhandlungen hat sich eindeutig ergeben, dass die dem Prozess weitgehend zugrundeliegende Behauptung des Reichsanwaltes und aller Nazigrössen, dass die Kommunistische Partei im Moment des Reichstagsbrandes einen bewaffneten Aufstand vorbereitet hätte und dass der Brand das Fanal hiezu gewesen wäre, ins Gebiet der Phantasie verwiesen werden muss. Die deutschen Kommunisten waren nach den vergeblichen Putsch von 1919 und 1920, Spartakus-Aufstand und Ruhr-Revolte, wieder mehr «legal» geworden, musterten sie doch immerhin 6 Millionen Wählerstimmen. Auch die andere Behauptung, die Kommunisten hätten zum Zweck der Machtergreifung eine Einheitsfront mit den Sozialdemokraten angestrebt, war völlig unsinnig, sind es doch gerade die Kommunisten gewesen, welche die Sozialdemokraten so leidenschaftlich bekämpften, dass sie die Gefahr, welche ihnen von Seiten der Nazi drohte, nicht richtig beurteilten.

Und wieder eine jener bitteren Fragen des unerschrockenen Kämpfers Dimitrow, der mit seiner revolutionären Aggressivität dem Monstre-Schauprozess seinen Stempel aufdrückt: «Ist der Reichstagsbrand nicht ein Mittel gewesen, um die Aufmerksamkeit von den inneren Kämpfen im nationalen Lager (zwischen Nazi und Stahlhelm) abzulenken?»

Nachdem eine Reihe von Zeugen mit aller Klarheit bekundet hatten, dass man nur im Falle eines Marsches der SA auf Berlin an eine kommunistische Abwehraktion gedacht habe und dass in kommunistischen Kreisen nichts davon bekannt gewesen sei, dass der Reichstagsbrand ein Signal für den bewaffneten Aufstand sein sollte, verzichtete der Oberreichsanwalt wohlweislich auf die weitere Einvernahme. Die Belastungszeugen hatten sich in Entlastungszeugen verwandelt, obwohl sie vorher teilweise im Konzentrationslager mit Misshandlungen und Prügeln «präpariert» worden waren.

Am 4. Dezember, an einer «Jubiläumssitzung», der fünfzigsten, bestreitet Zeuge Jäschke aus Zinzendorf bei Frankfurt an der Oder seine früheren Darstellungen: «Wir sind zu unseren Aussagen gezwungen worden. Der Oberlandjäger hat uns alles vorgesagt und wenn wir...»

Der Präsident unterbricht nervös: «Ach, das ist ja alles Gerede!»
Der Zeuge: «Nicht die Polizei, die SA hat uns weich geprügelt!»
Zeuge Otto Hieske: «Das Protokoll ist erfunden, wir haben es nur unter schwerstem Druck unterschrieben...»

Der Präsident: «Ach, das ist ja alles Unsinn!»

Es war kein Unsinn.

Ein typischer Dialog: «Sie sind heute so nervös, Herr Präsident», sagt Dimitrow sanft. – Dr. Bünger wird noch erregter: «Ich bin nicht nervös, schweigen Sie!» – «Kann ich etwas dafür, dass die Anklage solches Pech hat mit ihren Kronzeugen, von denen es sich herausstellt, dass es Psychopathen, Lügner, Verbrecher sind», trumpft Dimitrow auf. – «Ich weise den Ausdruck ‚Pech‘ entschieden zurück und entziehe Ihnen das Wort.»

Die medizinischen Sachverständigen sind in ihren Gutachten zum Schluss gekommen, dass van der Lubbe voll zurechnungsfähig sei.

Damit war das Beweisverfahren in einem Prozess, der wohl der grösste war, der je vor dem deutschen Reichsgericht seit seinem Bestehen durchgeführt worden ist, abgeschlossen. Er war von der ganzen Welt mit leidenschaftlicher Anteilnahme verfolgt worden, zeigte er doch erstmals mit brutaler Deutlichkeit die grausamen Methoden der neuen Machthaber in Deutschland, den Weg, den sie einzuschlagen gedachten.

Es erübrigt sich, auf die Plädoyers des Reichsanwaltes und der Verteidiger einzutreten. Ihre Worte sind verhallt. In Erinnerung bleibt nur das Urteil.

Einige Tage vor der Urteilsfällung veröffentlichte ich in der «National-Zeitung» unter dem Pseudonym «Kobold» einen Artikel: «Mein Urteil».

Das trug mir eine gepfefferte Philippika des Herrn Bünger ein. Das Reichsgericht denke nicht im Traume daran, sich durch eine gewisse Basler Zeitung beeinflussen zu lassen.

Mein Urteil lautete: Freispruch für Torgler und die drei Bulgaren, Verurteilung von van der Lubbe. Genau so lautete dann das Urteil des Gerichts!

Der Staatsanwalt hatte auch gegen Torgler die Todesstrafe beantragt, dagegen Freispruch für die Bulgaren, und zwar mangels Beweisen.

Van der Lubbe wurde zum Tode verurteilt, obwohl im Moment, als er seine Tat beging, für Brandstiftung noch keine Todesstrafe gesetzlich vorgesehen war. «Nulla poena sine lege» (keine Bestrafung ohne gesetzliche Grundlage), ein uraltes Rechtsprinzip wurde damit verletzt. Ja, der Verteidiger van der

Lubbe hatte zwar für eine langjährige Zuchthausstrafe plädiert, aber sogar er hatte es für durchaus möglich gehalten, dass man die Todesstrafe anwenden könne. Ein sauberer Verteidiger!

Dass das Reichsgericht, das oberste deutsche Gericht, mit dieser Rechts-tradition brach und van der Lubbe zum Tode verurteilte, war eine Verbeugung vor den Nazi, vor Hitler. Ein Kopf musste rollen. Mit Torglers Freispruch war der Mut des Gerichts offenbar erschöpft.

Sieben Tage hat das Gericht über das Urteil beraten. Am 23. Dezember wurde es verkündet.

Ich durfte der Urteilsverkündung nicht mehr beiwohnen, ich war vorher aus Deutschland ausgewiesen worden, meine Art der Berichterstattung hatte höchsten Ortes verstimmt...

Am 10. Januar um 7 Uhr 30 morgens wurde van der Lubbe im Hofe des Landsgerichts-Gefängnisses durch das Fallbeil hingerichtet.

Der Hinrichtung wohnten der Reichsanwalt, der Verteidiger, der Gefängnisgeistliche und zwei Gerichtsmediziner, der Gefängnisdirektor, sowie Präsident Dr. Bünger und drei weitere Mitglieder des Reichsgerichtes bei. Eine Begnadigung hatte der Reichspräsident Hindenburg trotz Intervention der holländischen Regierung abgelehnt.

Bomben gegen Oesterreich

Im August 1940 hat ein früher Tod Bundesrat Obrecht mitten aus seiner uner-müdlichen Arbeit für die Kriegswirtschaft abberufen.

Obrecht hat in jener denkwürdigen Versammlung in der Safranzunft zu Ba-sel kurz vor dem Kriege ein Wort gesprochen, das einschlug wie eine Bombe, es lautete: Wir werden nicht ins Ausland wallfahren gehen. Nie werde ich den gewaltigen Beifall vergessen, mit dem die Zuhörer diese bundesrätliche Aus-sage aufgenommen haben: Es war das rechte Wort zur rechten Zeit!

Nicht alle dachten so, am wenigsten jene kleinmütigen Eidgenossen, die es mit der Angst zu tun bekamen, wenn Hitler nur die Stirne runzelte. Ein Teil von ihnen hat sich später zur Eingabe der «Zweihundert» zusammengefunden...

Zahlreiche prominente Wallfahrer suchten damals auf einen Wink mit dem Zaunpfahl hin Hitler auf dem Obersalzberg auf. Diese Besuche glichen Höf-lichkeitsvisiten eines Lammes beim Wolf. Einer dieser Besucher war der ös-terreichische Bundeskanzler Schuschnigg.

Blenden wir zurück: Die einst so mächtige österreichisch-ungarische Dop-pelmonarchie war nach dem Ersten Weltkrieg in Stücke gehauen worden. Die Tschechoslowaken und die Ungarn hatten sich selbständig gemacht, andere Gebietsteile waren abgetrennt worden. Übrig blieb ein kleines Land mit einer überdimensional grossen Hauptstadt: Wien. Zuerst schien es, als ob der neue Staat mit seinem «Wasserkopf» überhaupt nicht lebensfähig sei. Wirtschaft und Finanzen waren durcheinander. Die kleine Industrie war ihrer natürlichen Absatzmärkte, welche sie vorher innerhalb des Donauraumes gehabt hatte, be-raubt. Da griff der Völkerbund ein, um in erster Linie die Finanzlage zu ord-nen. Er delegierte einen Bankgewaltigen namens Zimmermann in das «unter-entwickelte» Land. Zimmermann gelang es, Ordnung zu schaffen – auch ein vergessenes Verdienst des Völkerbunds.

Als Zimmermann einmal in der Aula an der Augustinergasse in Basel im Schosse der Basler Handelskammer einen Vortrag hielt, bemerkte der dama-lige Vorsitzende mit echt baslerischer Bosheit im Hinblick auf den Wunsch der Österreicher, den gestrengen Finanzvogt bald wieder los zu sein: «Die Axt im Haus' erspart Herrn Zimmermann.»

Item, Österreich begann sich wieder als selbständiges Staatswesen zu fühlen. Aber die inneren Gegensätze, hervorgerufen durch das krasse Elend der unteren Schichten, verschärften sich, und als gar Kanzler Dollfuss die Arbeiter von Wien mit Kartätschen zur Raison brachte, hatte er sich sein Urteil und dasjenige seines Landes gesprochen...

Es ging nicht lange, und er wurde das Opfer eines Nazi-Attentates. Wer das Schwert ergreift...

Das Attentat war von Berlin aus ferngelenkt. Der Anschluss, das heisst die Eroberung Österreichs durch Hitler war das Ziel. Wenn es nicht sogleich erreicht werden konnte, sollte doch durch Attentate und Terrorakte der Umwelt gezeigt werden, dass Österreich sich nicht selbst regieren könne und befreit werden müsse.

Kurz vor dem Attentat hatte Österreich die bayerisch-österreichische Grenze, über welche nicht nur Propagandamaterial, sondern viel gefährlichere Sachen geschmuggelt worden waren, abgeriegelt. Daraufhin wurden Bomben und Explosivstoffe von Bayern via schweizerisches Bodensee-Ufer nach Bregenz geschmuggelt. In den Juli-Tagen 1934 wurden drei dieser Schmuggler in der Schweiz auf frischer Tat ertappt und in Haft gesetzt.

Zuständig war die Strafkammer des Bundesgerichtes, welche am 26. November in St. Gallen, im altehrwürdigen Grossratssaal in der Pfalz, zusammentrat. Einmal mehr war mir die Aufgabe zugefallen, die Berichterstattung für die SDA zu besorgen...

Die Verhandlungen wurden von Bundesrichter Dr. Strebelt geleitet. Die Verteidigung lag in den Händen eines St. Galler Anwaltes namens Dr. Hausammann.

Die Tatbestände waren in einer Anklageschrift von vollendeter Klarheit zusammengefasst und von Bundesanwalt Dr. Stampfli dargelegt worden. Seinen Ausführungen konnte man entnehmen: Die österreichischen Nationalsozialisten, die sich nach Deutschland geflüchtet hatten, unternahmen unter Führung der Landesleitung Österreich der NSDAP in München von deutschem Gebiet aus die Revolutionierung Österreichs.

Die Münchner Leitung (speziell die Gauleitung für Tirol und Vorarlberg, aller Wahrscheinlichkeit nach der österreichische Nationalsozialist Franz Hofer) gab im Juli 1934 kurz vor der Ermordung des Bundeskanzlers Dollfuss ihrem Vertreter bei der österreichischen Legion in Lindau am bayrischen Bodensee-Ufer, Ferdinand Collitz, den Auftrag, Sprengstoffe über schweizeri-

sches Gebiet nach Vorarlberg zu schaffen, die in Österreich zu Terrorakten verwendet werden sollten. Collitz übertrug die Ausführung den ihm unterstellten österreichischen Legionären Matt und Hämmerle. Der militärische Kommandant der im deutschen Lindau stationierten Gruppe der österreichischen Legion (Sonderkommando), Sturmhauptführer Eugen Kölbl, stellte ihm ferner die Legionäre Kalb und Wirth sowie das Motorboot «Seelöwe» zur Verfügung. Sprengstoffe und Waffen lagen im Hause der Legion bereit.

Am 21. Juli fuhren zwei Legionäre den Sprengstoff mit dem Material zur Seemitte. Hierher kamen ihnen mit einem zweiten, in der Schweiz gemieteten Boot die zwei anderen entgegen, nachdem sie unweit von Arbon in Speck bei Staad das Versteck und den Weitertransport vorbereitet hatten. Sie landeten um 13 Uhr 30 an einer 700 Meter vom Hafen entfernten Stelle, wo sie das Material in einem Ruderboot unterbrachten. Dann bestellten sie ein Auto, um wegzufahren.

Sie waren beobachtet worden, die Polizei konnte die Sprengstoffe beschlagnahmen, und bald hatte man auch drei von den sechs Beteiligten gefasst: Kalb, Hämmerle und Matt. Wirth war wohl mit dem ersten Boot zurückgefahren. Collitz und Kölbl waren in Lindau geblieben.

Vor Gericht wussten die tapferen Männer von nichts. Sie versuchten, sich dumm zu stellen. Sie hätten nicht gewusst, was in den Koffern gewesen sei. Sie hätten nicht das Gefühl, etwas Unrechtes getan zu haben. Sie seien österreichische Patrioten, die, wie die Mehrheit ihrer Landsleute, den Anschluss an Deutschland verlangten.

Als SA-Leute seien sie zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet und müssten die ihnen erteilten Befehle ausführen, ohne Fragen zu stellen. Merkwürdig war, dass keiner sich recht erinnern konnte, wer die Befehle eigentlich erteilt hatte. Frühere Geständnisse wurden einfach widerrufen.

Ein Motiv tauchte immer wieder auf (als hätten sie es auswendig gelernt): Die österreichische Regierung habe keine Mehrheit im Volke hinter sich, sie übe eine Diktatur aus, deshalb seien Terror und Attentate erlaubt. Jene, die solche Handlungen begehen, seien Freiheitskämpfer...

Dass uns Schweizer dies rechtlich alles nichts angeht und dass sie die Hoheit unseres Landes verletzt und sich überdies aufs Schwerste gegen unser Sprengstoffgesetz vergangen hatten, wollte nicht in ihre Schädel.

Der Sprengstoffsachverständige Dr. Saurer stellte fest, dass es sich um wirklichen Sprengstoff handelte von hochbrisanter Wirkung, wie er nur im deutschen Heere verwendet wurde. Die Sprengbüchsen wären gebrauchsfertig.

tig. Es musste nur noch die Zündkapsel mit Zündschnur oder Batterie eingesetzt werden. Eine Sprengbüchse genügte, um eine Eisenbahnschiene auf mindestens 1 Meter Länge vollkommen zu zerreißen.

Bundesanwalt Dr. Stampfli erinnerte an die Sprengstoffverbrechen während des Weltkrieges von 1914-18. Unzweifelhaft sei nachgewiesen, dass von einem fremden Staat Sprengstoff in unser Land gebracht wurde, der zu einem Verbrechen in einem dritten Land Verwendung finden sollte. Das bedeutet eine schwere Verletzung des Völkerrechts. Eindeutig sei auch erkennbar, dass dieser Schmuggel von der obersten Leitung der NSDAP angeordnet worden ist und die Ausführung einer militärischen Organisation übertragen wurde.

Das Schweizer Volk habe sich einmütig gegen diesen Übergriff der österreichischen Legion erhoben. Die deutsche Regierung hat sich zwar entschuldigt und Bestrafung der Schuldigen versprochen. Man hat aber nie etwas von einer Bestrafung vernommen.

Der Verteidiger hatte keinen leichten Stand. Er stellte den Antrag, die Angeklagten seien von Schuld und Strafe freizusprechen, da sie sich ja nicht bewusst gewesen seien, etwas Unrechtes zu tun. Das mochte seine Pflicht sein. Peinlich war indessen, dass dieser Schweizer Anwalt sich als überzeugter Bewunderer des Dritten Reiches entpuppte. Wenn er mit pathetischer Stimme vom Heldenkampf der österreichischen Nationalsozialisten gegen ihre Unterdrücker sprach, juckte es manchen unter den Zuhörern in den Fäusten.

Die Sprengstoff-Schmuggler, soweit man ihrer habhaft war, wurden zu je 14 Monaten Zuchthaus unter Anrechnung der viermonatigen Untersuchungshaft und zu zehn Jahren Landesverweisung, sowie zu den Kosten verurteilt. Von den im Abwesenheitsverfahren verurteilten Angeklagten erhielten der Helfer Wirth ebenfalls 14 Monate, die Anführer Collitz und Kölbl 2 Jahre Zuchthaus. Die Strafen lagen etwas unter den Anträgen des Bundesanwaltes und erschienen eher als milde.

Noch mitten in die Verhandlungen war übrigens eine interessante Meldung der «Prager Presse» geplatzt, wonach es innerhalb der österreichischen Legion zu einem schweren Korruptionsskandal gekommen sei. Der ehemalige Gauleiter von Wien, Frauenfeld, habe eine halbe Million Mark zum Verschwinden gebracht. Auch ein Freiheitskämpfer!

Konnte uns Schweizer das Schicksal unserer österreichischen Nachbarn unberührt lassen? Vergessen wir nicht, Hitler wollte alle «Deutschstämmigen» befreien. Nach Österreich kamen die Sudetendeutschen an die Reihe, wobei

gleich das ganze Land «mitbefreit» wurde. Die deutsche Schweiz war auch auf dem Programm. Bereits war in Davos eine sehr aktive Landesstelle Schweiz der NSDAP tätig, geleitet von einem gewissen Gustloff.

Wie lieb Hitler sein konnte, sei nur mit einem Beispiel illustriert: Am 20. Februar 1938 hat er im deutschen Reichstag den österreichischen Kanzler Schuschnigg seines aufrichtigen Dankes für seinen Beitrag zum europäischen Frieden versichert. Am 11. März 1938, nicht einmal drei Wochen später, marschierten die Truppen der Wehrmacht über die Grenzen: Österreich wurde besetzt, es wurde zu einem Teil Grossdeutschlands.

Im Übrigen: Während in St. Gallen das Urteil gegen die Sprengstoffschmuggler gefällt wurde, kam aus Turin die Nachricht, die Untersuchungsabteilung des Turiner Appellationsgerichtes habe beschlossen, die Auslieferung Kwaterniks und Pawelitschs an Frankreich abzulehnen. Die beiden Jugoslawen, Mitglieder der sogenannten Ustaschi, einer Terroraktion ähnlich wie die Fememörder in Deutschland, hatten im November 1934 König Alexander von Jugoslawien und Ministerpräsident Barthou, der ihm zur Begrüssung nach Marseille entgegengefahren war, erschossen.

Es war eine rauhe Zeit, Maschinenpistolen und Bomben ersetzen immer mehr die Argumente.

Ermordung des Gauleiters in Davos

Man soll eine Kerze nicht an beiden Enden anzünden, pflegte mir mein alter Hausarzt zu predigen, wenn mich der Beruf fast völlig auffrass. Und ob er Recht hatte! Fünf meiner Kollegen der SDA hatte der Herzinfarkt im Alter zwischen 48 und 52 Jahren geholt.

Während der Saar-Abstimmung hatte ich in vier Tagen keine 20 Stunden geschlafen. In Basel folgte eine Art Zusammenbruch. Ich bekam fast jeden Tag einen Ohnmachtsanfall, so dass mir mein Arzt empfahl, ein bis zwei Monate völlig auszuspannen und – wenn möglich – eine Berufsänderung vorzunehmen.

Ich fuhr nach Davos, ins damalige Hotel Eden, das heute ein Privatsanatorium ist.

Am Anfang stand ich nur wenige Stunden auf. Als ich einmal einen grösseren Streifzug durch Davos unternahm, stiess ich auf eine Art Wegweiser, auf dem stand: NSDAP, Landesstelle Schweiz. Ich traute zuerst meinen Augen nicht; nachher habe ich mich massiv aufgeregt: Soweit sind wir also im «Alt-Fry-Rhätien»!

Im Jahre darauf, am 4. Februar 1936, wurde der Gauleiter für die Schweiz, Wilhelm Gustloff, ermordet. Der Mörder hatte es nicht schwer, die Adresse des Gesuchten ausfindig zu machen.

Am 9. Dezember gleichen Jahres begann in Chur der Prozess gegen den Attentäter, den jüdischen Studenten David Frankfurter. Es war meine letzte Reportage für die Schweizerische Depeschagentur; meine Stelle hatte ich bereits gekündigt, um einer Berufung der Allgemeinen Plakatgesellschaft als Direktor in Basel Folge zu leisten.

Zuerst hatte mich Oberst Lüdi, der «big boss» der SDA gebeten, diese Berichterstattung zu übernehmen. Wenige Tage später berichtete er mir etwas geniert, es müsste doch ein anderer Mann nach Chur. Es hatte ein pikantes Zwischenspiel stattgefunden.

Der deutsche Geschäftsträger Freiherr von Bibra hatte sich bei Motta darüber beschwert, dass dem Vernehmen nach die SDA einen jüdischen Marxisten mit der Berichterstattung beauftragt habe. Motta hatte dann mit Dr. Lüdi telefoniert und von diesem erfahren, wer für die Aufgabe vorgesehen sei. Motta kannte mich; er wusste, dass ich weder jüdisch noch marxistisch sei, wusste aber ebensogut, dass ich geschworener Feind aller Antisemiten und an-

derer Rasse-Idioten bin. Er hatte nun Lüdi gebeten, eventuell doch einen anderen Mann zu suchen.

Lüdi wollte also darauf Rücksicht nehmen. Doch die ausländischen, mit der SDA im Pool stehenden Presseagenturen, die mich beinahe zwei Jahrzehnte kannten, beharrten darauf, dass ich die Reportage übernehme, ansonst sie verzichten würden. Da relativ hohe Beträge auf dem Spiel standen und die SDA selten im Geld schwamm, bekam ich kurz vor Beginn des Prozesses ein liebes Telephon aus Bern, ob ich nicht doch...!

Ich sagte zu und habe nie bereut. Schon die Fahrt nach Chur war ein Erlebnis. In meinem Coupé sass ein Mann, an dessen Haarschnitt man den Gestapo-Beamten auf zehn Meter Distanz erkannte. Er reizte mich irgendwie, meine berufliche Neugier war wach geworden – er sah auch allzu verboten aus. Ein Wort gab das andere, und als ich auf unsere Regierung zu schimpfen anfang und durchblicken liess, sie stehe leider immer noch unter dem Einfluss der Freimaurer und des internationalen Judentums, war das Eis gebrochen. Der Mann packte aus. Er sei ein Freund von Dr. Ursprung in Zurzach, dem Anwalt von Frau Gustloff. Er selber sei ein hoher Beamter der Geheimpolizei aus Tiengen; er und zwei seiner Kollegen, die bereits in Chur seien, müssten auf schweizerische Persönlichkeiten aufpassen. Er gab an wie ein Rudel Wölfe...

Als er mich am gleichen Abend mit dem Verteidiger von David Frankfurter, Rechtsanwalt Dr. E. Curti, in traulichem Gespräch zusammen sitzen sah und ihm überdies von einem deutschen Journalisten, der mich gut kannte, gesagt worden war, wer ich sei, bekam er einen hübsch roten Kopf und warf mir jene Blicke zu, von denen es heisst, zwei töteten ein Ross...

Der Prozess fand im Grossratssaal statt. Über hundert Journalisten waren erschienen, sie fanden im Saal kaum Platz. Darunter war ein stattlicher Harst aus Deutschland. Das deutsche Konsulat in Zürich hatte allein hundert Plätze verlangt und sie natürlich nicht erhalten.

Das Gericht setzte sich aus Präsident R. Ganzoni, alt Regierungsrat Dr. Vieli, Dr. iur. G. Nierlan, Oberst Gartmann und Standespräsident Dr. P. Sonder zusammen. Vertreter der Zivilpartei waren neben dem erwähnten bekannten Frontier Dr. Ursprung ein Professor Grimm aus Deutschland und Dr. Badrutt, Chur. Dr. Ursprung durfte auf Grund eines Beschlusses des Kantonsgerichtes den Fall nur grundsätzlich behandeln; man wollte zum vornherein die Nazi-Propaganda verhindern.

Von der deutschen Gesandtschaft in Bern war der Presseattaché Kapitän-

leutnant Hack gekommen, mit dem ich mich in früheren Jahren in Berlin glänzend verstanden hatte. ¹ Zu meiner grossen Überraschung musste ich erfahren, dass er den deutschen Pressevertretern, von denen einige seit vielen Jahren mit mir befreundet waren, Weisung gegeben hatte, mich nach Strich und Faden zu verreißen. Sogar Zeitungen wie das «Hamburger Fremdenblatt» und die «Frankfurter Zeitung» gehorchten blindlings. «Revolverjournalist», «Pressehalunke» usw. waren einige der Ehrentitel, die mir verliehen wurden, bevor ich überhaupt einen einzigen Bericht geschrieben hatte, auch eine Art Vorschusslorbeeren!

Item, das änderte nicht viel an meiner Schreibweise. Der Fall war übrigens einfach: Vorbedachter Mord, der Mörder war geständig und zurechnungsfähig. Er hatte auch keine Komplizen; das war insofern von Bedeutung, als einige deutsche Zeitungen von einem weltweiten jüdischen Mordkomplott zu faselieren wussten.

Der Tatbestand: Am 4. Februar 1936 kurz vor 20 Uhr wurde in Davos in seiner Wohnung Parkhaus der Landesgruppenleiter der NSDAP Wilhelm Gustloff durch vier Schüsse aus einem automatischen Revolver getötet. Ein Schuss hatte die Schlagader durchschlagen. Der Mörder stellte sich sofort der Polizei. Als Personalien gab er an: David Frankfurter, Student aus Bern. Er wurde verhaftet und nach Chur überführt.

Dr. J. B. Jörger, Direktor der kantonalen Irrenanstalt, untersuchte Frankfurter auf dessen Geisteszustand. Ein Mann aus dem Safiental, mit kühner Adler-nase, ist er trotz seines objektiven Berichtes von den deutschen Journalisten als Nichtarier angegriffen worden – hatten die eine Ahnung von einer richtigen Bündner-Nase! Von Frankfurter, geboren 1909, Jugoslawe, heisst es im Bericht, äussere Ereignisse wie die grausamen Verfolgungen der Juden in Deutschland hätten in ihm zuerst Selbstmord-Absichten geweckt und nach langem innerem Konflikt den Entschluss zur Tat ausgelöst.

Von deutscher Seite waren die Bundesbehörden aufgefordert worden, eine in der Schweiz existierende jüdisch-bolschewistische Mordorganisation auszuheben, was nicht möglich war, weil es hier solche nicht gab. Frankfurter war ein Alleingänger.

Was Gustloff, geboren 1895, anbetrifft, so war er 1917 nach Davos übersiedelt, als Angestellter des Physikalisch-Meteorologischen Forschungsinstitutes. Später gab er die Stelle auf und wurde Leiter der Landesgruppe Schweiz der

NSDAP. Trotz verschiedenen Interventionen im Bündner Grossen Rat und auch im Nationalrat, so durch Nationalrat Dr. Canova, hatte man ihn in seiner landesgefährlichen Tätigkeit gewähren lassen, da er, wie es hiess, «die Sicherheit der Schweiz nicht gefährde und die Gesetze beachte...»

Frankfurter war, durch Krankheiten und Operationen geschwächt, im Arzt-Studium nur langsam vorangekommen. Von ihm erhielt ich den Eindruck eines überaus sensiblen, schüchternen Menschen mit einem sanften Gesichtsausdruck. Nie hätte man ihm eine solche Tat zugetraut. Was musste in ihm vorgegangen sein, bis er so weit kam! Seine samtschwarzen, träumerischen Augen geben mir immer wieder zu denken. Seine Aussagen waren, wenn auch leise, so doch klar. Seine Stimme erhob sich nur leicht, als er erzählte, wie er in Leipzig und Frankfurt, als er dort in den Jahren 1932 und 1933 studierte, verschiedentlich mit Prügeln bedroht wurde. In Bern, im sicheren Hafen Schweiz, hat er dann unsäglich beim Gedanken gelitten, wie Tausende und Abertausende seiner Glaubensgenossen in Deutschland verfolgt wurden.

Der Staatsanwalt Dr. Friedrich Brügger bildete die Verkörperung des Rechtsgedankens. Er legte in sachlich ruhiger Art die Tatsachen dar, ohne den Angeklagten schlecht zu machen. Licht und Schatten verteilte er gleichmässig. Sein Bestreben war vor allem, den Prozess aus den Niederungen der politischen Leidenschaft auf den Boden des Rechts zu stellen. Das war insofern nicht gerade leicht, als Gustloff in Deutschland als Märtyrer verherrlicht wurde, während es Kreise gab, welche in Frankfurter eine Art Wilhelm Teil sahen.

Schon bei der ersten Einvernahme Frankfurters konnte über das Tatmotiv kein Zweifel herrschen: Er habe Gustloff erschossen, weil dieser ein Nazi-Agent gewesen sei und die Luft der Schweiz, die er liebe, verpestet habe. Und gleichzeitig habe er am Gauleiter Tausende von unschuldigen Opfern in Deutschland gerächt.

Er habe mit niemandem über sein Vorhaben gesprochen. Vor der Tat enthüllte er es in zwei Briefen. Aus demjenigen an seinen Vater geht übrigens hervor, dass er nun die Absicht hatte, nach der Tat Selbstmord zu begehen. Auch seinem Bruder schrieb er: «Ich kann nicht mehr das Unglück des Jüdischen Volkes ertragen; es hat mir die Lebensfreude genommen ... Möge Gott alles rächen, was uns Juden angetan wurde. Ich will selbst ein kleines Werkzeug in seiner Hand gewesen sein...»

Es war schwer, objektiv zu berichten, wenn eine stille Sympathie zum Mörder und nicht zum Ermordeten ging...

Noch wesentlich schwerer war die Aufgabe des 71jährigen Verteidigers Dr. Curti. Die politische Tätigkeit Gustloffs sei untragbar gewesen, die Behörden hätten ihn längst ausweisen müssen. Curti versuchte vor allem zu zeigen, wie ein an sich friedfertiger Mensch unter dem ungeheuren Druck der Aussenwelt sich wandeln kann. Seine Schilderung der brutalen Grausamkeit des Naziregimes konnte die Zivilpartei für einmal nicht als «Greuelmärchen» abtun, hat er doch alles hieb- und stichfest belegt: von den Liedern der Hitler-Jugend «dass das Judenblut vom Messer spritzt» bis zu den Photos katholischer Geistlicher in den Konzentrationslagern.

Ein englischer Bischof hatte Dr. Curti zum mörderischen Schuss in Davos geschrieben: «Es ist die Tat eines Verrückten, aber als Jude hat er angesichts der Ereignisse im Dritten Reich Grund, irrsinnig zu werden.»

Dr. Curti plädierte vor allem auf eine Herabsetzung der vom Staatsanwalt beantragten 18 Jahre Zuchthaus. Er erinnerte an Conradi, der in Lausanne einen russischen Gesandten erschoss und freigesprochen wurde. Anno 1890 seien Tessiner Liberale, welche im Trubel einen konservativen Regierungsrat erschossen hatten, von der Eidgenössischen Assise in Zürich freigesprochen worden. Ein deutsches Gericht sprach 1921 den Armenier Tarilirian frei, der aus Rache für die Armenier-Massaker einen türkischen Pascha ermordet hatte.

Dieses Plädoyer hinterliess auf den überfüllten Tribünen, die sich sehr diszipliniert verhalten hatten, einen starken Eindruck.

Erwähnt sei auch, dass man von Frau Gustloff, der Witwe des Ermordeten, kein böses Wort gegen den Attentäter hörte, ihr Auftreten zeugte von einer grossen Vornehmheit des Charakters.

Am 15. Dezember 1936 wurde das Urteil gefällt: 18 Jahre Zuchthaus, abzüglich 8 Monate Untersuchungshaft, und Ausweisung. Das Urteil war streng, aber vom Rechtsstandpunkt aus gerecht. Nur durfte der Laie keine Vergleiche ziehen mit dem Freispruch von Conradi.

Dieser Prozess, der vom ganzen Schweizer Volk mit leidenschaftlicher Anteilnahme verfolgt worden war, hat tief zwiespältige Gefühle ausgelöst. Man spürte, wie das Recht, in dessen Namen hier eine Tat verurteilt wurde, gegenüber dem Massenverbrechen, das nun in Deutschland zum herrschenden System gehörte, machtlos war.

Frankfurter wurde 1945 begnadigt und wanderte später nach Israel aus.

Im Nachrichtendienst

In den letzten Monaten des Ersten Weltkrieges war eine unheimliche Grippe-epidemie über die Schweiz hinweggegangen und hatte in der Armee und unter der Zivilbevölkerung viele Todesopfer gefordert. Man hat sie die spanische Grippe genannt. Mich hatte sie so heimgenommen, dass ich vom Militärdienst erneut befreit wurde.

Kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs-man wusste bereits sicher, dass er kam – war ich so gesund wie der Fisch im Wasser. Und wenn ich etwas jünger gewesen wäre, wer weiss, ob ich nicht daran gedacht hätte, wieder zu den Franzosen zu gehen. Dass etwas getan werden musste, war mir klar, und so meldete ich mich freiwillig zum Dienst.

Ich wurde dem Nachrichtendienst zugeteilt. Die Basler Formation wurde von Major Emil Häberli kommandiert, mit dem ich bereits einmal Fühlung gehabt hatte, als er als Staatsanwalt den Fall der Entführung des Bertold Jacob über die Schweizer Grenze behandelte. Jacob muss ein ganz wichtiger Mann der französischen Spionage gewesen sein, hatte sich doch seinerzeitwegen der Direktor der Sûreté von Paris persönlich nach Basel bemüht. Auf Anraten des französischen Konsulates hatte dieser mit mir Kontakt aufgenommen, und ich habe ihn dann mit Häberli in Verbindung gebracht.

Nun war ich also bei diesem Major Häberli. Es wäre ein kühnes Unterfangen, wenn ich über das, was ich in diesem Dienst gesehen und gehört habe, Indiskretionen begehen wollte. Ich war nur ein kleines Rad in einer gewaltigen Maschinerie. An deren Hebel sassen Oberst Roger Masson, Major Alfred Ernst (der spätere Oberstkorpskommandant), Major Max Waibel (der auf Ende 1966 als Divisionär zurückgetreten ist) und Major Hausammann, der in seinem Refugium in Kastanienbaum am Vierwaldstättersee einer Spinne gleich unendlich viele Fäden zog.

Diese Männer hatten einen Nachrichtendienst aufgestellt, vor dem sogar die Nazi einen Heidenrespekt hatten und von dem es nach dem Kriege hiess, er sei einer der besten der Welt gewesen. Das war nur möglich dank der freiwilligen Mitarbeit unzähliger Schweizer im In- und Ausland und vieler Freunde der Schweiz. Die finanziellen Mittel, welche der Bund für diese in Kriegszeiten so hochwichtige Aufgabe zur Verfügung stellte, waren bescheiden, ja, man

darf wohl sagen schäbig. Es konnte vorkommen, dass einem nicht einmal die persönlichen Auslagen ersetzt wurden.

Am Anfang war dieser Nachrichtendienst, speziell in Basel, eine Mischung von Spab (Spionageabwehr) und militärischem Nachrichtendienst. Wir waren eine Gruppe von Männern, welche ausgezeichnet zusammenarbeitete. Da gab es keinen «Angefressenen», wie der Basler so schön sagt. Nazifreunde wurden bei uns nicht geduldet. Wir waren alle von einer eindeutig orientierten Neutralität.

Die Spab (auch «politische Polizei» genannt) wurde später abgetrennt. Sie hatte unendlich viel zu tun. Es wimmelte von Spionen aller Art, von solchen der Alliierten, welche gegen Deutschland und Italien arbeiteten, von Deutschen, welche sich in erster Linie für die Schweiz, ihre Bewaffnung, ihre Befestigungen, ihre Armee interessierten. Manch einer wurde erwischt und mancher erschossen.

Die deutsche Spionage ging soweit, dass Freiluft-Telephonleitungen angezapft wurden. Unser Nachrichtendienst ging deswegen zum unterirdischen Fernschreibe-System unter Benützung der alten Telegraphenkabel über.

Natürlich hatten auch wir einen Telephonabhördienst. Meine Freunde von der Telefonschnur wussten da manch interessantes Münsterchen zu erzählen, so wenn gewisse Herren aus dem Deutschen Generalkonsulat in Basel sich in Gesprächen mit der Deutschen Gesandtschaft (damals noch nicht Botschaft) über unsere Behörden, vor allem über unseren Polizeidirektor mit seinen Recherchen lustig machten. Weiss Gott, sie hatten ihn unterschätzt. Er hat ihnen noch viel zu schaffen gemacht.

Auch die Briefzensur war ein Mittel im Kampf gegen die feindlichen Umtriebe. Da fiel uns unter anderem eine Liste mit Personen in die Hand, welche in drei Gruppen eingeteilt waren: Gruppe 1) sofort zu erschiessen, wenn die Deutschen einmarschiert sind – ich war auf der Liste, in sehr guter Gesellschaft; Gruppe 2) ins Konzentrationslager abzutransportieren; Gruppe 3) scharf zu überwachen. Einmal mehr hatten die Deutschen ihre Arbeit mit der Gründlichkeit, welche wir an ihnen gewohnt sind, vorbereitet.

Es gab Spione, welche Nachrichten über Frankreich für Deutschland sammelten, gegen die Schweiz aber nichts unternahmen. Aber auch sie wurden selbstverständlich überwacht, und so ging uns ein welscher Oberst (seinen Namen will ich verschweigen, seine Söhne und Enkel leben noch) ins Netz, wel-

cher wiederholt durch den Badischen Bahnhof in Basel nach Tiengen, einem Zentrum der deutschen Spionage gefahren war. Er kam mit 7 Jahren Zuchthaus davon. Hätte er auch gegen die Schweiz spioniert, wäre er erschossen worden.

Manchen Tag und manche Nacht, manchmal bis morgens 3 Uhr bei 20 Grad unter Null, hatten wir Dienst im Badischen Bahnhof: es galt, unter den Einreisenden jene herauszufinden, denen Informationen entlockt werden konnten, ein prickelndes Spiel.

Eines Abends kam auch die Tochter des früheren Gotthard-Kommandanten von Salis, welche einen deutschen Freiherrn geheiratet hatte. Ihr Vater war plötzlich schwer erkrankt und hatte seine Tochter benachrichtigt. Sie reiste sofort ab, ohne daran zu denken, dass sie nunmehr einen deutschen Pass hatte und ein Schweizer Einreisevisum benötigte. Wir alten Gotthändler hatten immer eine grosse Schwäche für unseren obersten Kriegsherrn gehabt, er war unter den Kanonieren sehr geachtet. Es wird deshalb niemand wundern, wenn ich alles probierte, um seiner Tochter aus der Patsche zu helfen. Es gelang – unter Missachtung einiger Vorschriften – wofür ich später einen nicht ganz verständnislosen Rüffel einsteckte...

Das Sammeln von Nachrichten ist ein langwieriges Unterfangen, eine minutiöse Arbeit; ein Steinchen fügt sich ans andere, bis langsam ein Mosaik entsteht, ein Bild, das Auskunft gibt.

Von Leuten, welche in graphischen Unternehmungen in Berlin tätig gewesen waren, hatten wir erfahren, dass topographische Karten von Holland und Norwegen in rauhen Mengen hergestellt wurden, ja, dass Karten 1:50'000 herausgebracht würden. Zusammen mit anderen kleinen Meldungen zeichneten sich die Pläne, welche zu einem Überfall auf die beiden Länder führten, immer deutlicher ab.

Nach übereinstimmenden Meldungen sollte am 14. Mai 1940 ein deutscher Angriff aus dem Raume Bodensee und Schwarzwald gegen die Schweiz erfolgen. Basel schien unmittelbar gefährdet. Die Parole lautete: «Angriff erfolgt 00,05.» Wir waren gerüstet, mein Wagen, in welchem die Liste unserer Mitarbeiter im Auslande fortgebracht werden sollte, war startbereit.

Ich hatte Ordre, via Metzlerlen, Kahlhöhe, Röschenz, Laufen und Passwang nach Baisthal zu fahren und dort weitere Befehle abzuwarten. Übrigens, meine Route war dem Feinde längst verraten worden, und zwar durch einen Kriminalkommissär, welcher im Lohnhof, dem Basler Untersuchungsgefängnis, ne-

ben unserem Standort tätig war. Der Mann wurde nach dem Krieg zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt, ist aber schon nach wenigen Jahren gestorben. Auf alle Fälle, ich wäre nicht weit gekommen.

Am Abend des 14. Mai setzten wir uns zu einem gemütlichen Jass zusammen. Major Häberli arbeitete in seinem «Verschlag». Wir liessen, uns von der allgemeinen Nervosität einfach nicht anstecken. Wir wussten: was kommen muss, kommt.

Es kam nichts. Gegen 9 Uhr abends wurde der Alarm abgeblasen. Die Deutschen hatten, wie bereits erwähnt, die Maginot-Linie am Rhein frontal durchbrochen. Sie konnten sich das «Stachelschwein» für einen späteren Moment aufsparen.

In den letzten Tagen vor dem 14. Mai hatte eine Riesenflucht, ein Massen-Exodus aus Basel eingesetzt. Tausende und Abertausende flüchteten mit Kind und Kegel mit ihren Wagen, mit der Eisenbahn, mit allen möglichen Vehikeln, alle Richtung Innerschweiz...

Die Reaktion in unserem Standort im Hinblick auf das plötzliche Nachlassen einer akuten Gefahr war eigenartig. Wir stürzten uns auf die Flaschen, welche wir vorsorglich in der «Wiederbelebungskommode» aufbewahrt hatten...

In den Tagen vor dem Zusammenbruch Frankreichs bin ich mit meinem Kameraden Paul Jud, dem leider so früh Verstorbenen, manche Nacht über die Grenze bei St. Louis oder sonstwo gegangen. Jud war nicht nur mutig, sondern manchmal geradezu tollkühn. Wir fanden immer ein Loch im französischen Drahtverhau, drüben wurden wir herzlich begrüsst und eine Schildwache führte uns in den oder jenen Bunker, wo wir nicht nur Pernod tranken, sondern auch sehr interessante Besprechungen führten.

Als wir eines Nachts erfuhren, die französische Artillerie habe die Absicht, den Kirchturm auf dem Tüllinger Hügel herunter zu schiessen, da er ein allzu gefährlicher Beobachtungsposten sei, baten wir unsere Freunde aufs Eindringlichste, von dem Vorhaben abzusehen. Wir erklärten ihnen die Verbundenheit der Basler mit den drei Kirchlein um die Stadt, dem Margarethenkirchlein, der St. Chrischona und dem Tüllinger Kirchlein, alles Gründungen jener sagenhaften Frauen, welche sich von den 10'000 Jungfrauen bei ihrem Zuge durch unsere Gegend gelöst hätten und so dem schaurigen Schicksal ihrer Schwestern – alle 10'000 wurden vor Köln von den Hunnen niedergemetzelt – entgangen

seien. Schüsse auf eines der Kirchlein würden die Basler mitten ins Herz treffen.

Ob unsere Bitten gefruchtet haben? Wir wissen es nicht, wir wissen nur, dass die Beschiessung des Kirchturms hinausgeschoben worden ist, wie auch etwas anderes hinausgeschoben wurde, und das ging uns in Basel ganz persönlich an. Eines Tages sagte mir nämlich ein Freund von der Bupo (kein Wort gegen die Bupo, sie hat in schwerster Zeit ihre nicht leichte Aufgabe in hervorragender Weise gelöst): «In den nächsten Tagen nehmen wir Karl Barth hopp.» Ich muss ganz irrsinnig gelacht haben, ich brauchte geraume Zeit, bis ich mich von diesen merkwürdigen Worten erholt hatte. Schliesslich fragte mich der Mann, wer eigentlich dieser Barth sei, man habe ihnen nur gemeldet, er hetze am englischen Radio gegen das Dritte Reich, und das könne von einem Schweizer nicht geduldet werden. Ich versuchte ihm zu erklären, wer Professor Karl Barth sei und dass wahrscheinlich die Engländer aus seinen früheren Schriften Auszüge via Radio aussendeten, dass er aber nicht nach England gegangen sei. Eine Verhaftung würde zu einem ungeheuerlichen Skandal führen und das Ansehen der Schweiz aufs Schwerste schädigen.

Mein Freund wurde sehr nachdenklich und sagte mir nur, er werde noch einmal mit den Herren in Bern reden. Ich habe dann nie mehr etwas über diese Bieridee gehört.

Wenige Tage nach dem 14. Mai erhielten Paul Jud und ich den Befehl, einen in der Nähe von Delle gelegenen Standort eines französischen Armeestabes aufzusuchen. Wir fuhren um Mitternacht ab, es war ein richtiges Hinderis-Rennen. Der Autoverkehr durchs Birstal war nachts untersagt. Wir hatten indessen eine Spezialerlaubnis und besondere Ausweise, doch mussten wir in jeder Ortschaft halten, uns ausweisen, kostbare Zeit ging verloren.

In Aesch hatte ich Glück, der Postenkommandant war ein Oberleutnant Boveyron, Sohn des Verwaltungsratspräsidenten der Allgemeinen Plakatgesellschaft, deren Direktion für Basel und die Nordwestschweiz mir übertragen worden war. Er kannte meinen Namen und war sofort bereit, mir zu helfen, indem er die Wachtposten längs unserer Route avisierte, uns ohne Weiteres passieren zu lassen. So kamen wir relativ rasch via Délémont, die Caquerelles und Pruntrut nach Boncourt, wo wir in der Nähe der Grenze unseren Wagen, unsere Ausweise und Portefeuilles einem lebenswürdigen Kavalleriehaupt-

mann anvertrauten und ihn baten, eine Meldung nach Basel zu erstatten, wenn wir nicht binnen zwei Stunden zurück sein sollten.

Es war etwa 3 Uhr morgens. Unser Unternehmen war nicht ungefährlich, nach den uns zugekommenen Nachrichten mochten die deutschen Panzerspitzen ungefähr in der Gegend von Altkirch stehen, in 2 bis 3 Stunden konnten sie in Delle sein. Ich hatte als einzigen Ausweis meine Karte als Officier de la Legion d'Honneur auf mir. Bei den Deutschen hätte sie mir wenig genützt.

Wir überschritten die Grenze, über den Matten lag ein leichter Bodennebel. Auf dem freien Feld sah ich eine französische Schildwache und rief sie an. Wir wurden zu einem Offiziersposten geführt. Von da brachte uns ein Leutnant nach kurzen Erklärungen mit einem Kleinwagen zum gesuchten Stab.

Wir entledigten uns unseres Auftrages; welcher Art er war, weiss ich nicht, oder besser gesagt, will ich nicht wissen. Gerührt nahmen wir schliesslich von unserem Kameraden jenseits der Grenze Abschied, wir umarmten uns ein letztes Mal, und dann führte uns der Leutnant zurück an die Grenze. Einen Tag später traten die französischen und polnischen Truppen, welche in jener Gegend noch gekämpft hatten, auf schweizerisches Gebiet über.

Nach 6 Uhr waren wir in Basel zurück. Wir erstatteten unseren Rapport und schliefen dann bis gegen Mittag. Das war mein letzter direkter Kontakt mit den Freunden von jenseits der Grenze bis 1945 gewesen. Nicht alle haben den Krieg überlebt.

In den ersten Monaten des Zweiten Weltkrieges liefen bei unserer Meldestelle täglich bis gegen 200 Anzeigen gegen Nazi und spionageverdächtige Personen ein. Einmal waren es an ernenn Tage 430.

Vom 14. Mai 1940 an hörten diese Anzeigen plötzlich beinahe auf. Die Deutschen hatten die Maginot-Linie im Elsass frontal durchbrochen, die Schweiz war von allen Seiten umzingelt, und vielen Denunzianten – viele Anzeigen waren auch reine Racheakte – fiel das Herz in die Hosen. Es gab damals mehr Feiglinge, als man glaubte, erheblich mehr als die berühmten «Zweihundert». Eine Welle des Defaitismus, an welcher die Behörden nicht unschuldig waren, überspülte unser Land.

Eines indes ist sicher: Der Geist in der Armee war gut, vom Galgenhumor bis zur grimmigen Entschlossenheit, und häufig hörte man bei den Truppen: Wenn der Bundesrat weiche Knie bekommt, so jagen wir ihn zum Teufel. Ge-

neral Guisan hatte mit seinem Rütli-Rapport ein Wunder vollbracht; jeder Einzelne wusste von Stund' an, was es geschlagen hatte.

An zwei Beispielen sei gezeigt, wie wichtig innere Wachsamkeit war:

Einmal schickten die Nazi zwölf gut ausgebildete Attentäter oder Terroristen in die Schweiz mit dem Auftrag, durch Sprengung von Brücken und Eisenbahnlinien, Tunnels und Beschädigung von Flugplätzen die Widerstandskraft des Landes zu schwächen und Angst und Schrecken zu verbreiten, wie dies Jahre zuvor mit so viel Erfolg in Österreich praktiziert worden war. Dank der Aufmerksamkeit eines Bundesbahnbeamten konnte zunächst einer der Männer festgenommen werden. Alles wurde nun zur Treibjagd auf die anderen eingesetzt, Bundes- und Heerespolizei, die Polizeimannschaften verschiedener Kantone, Militär usw. Die Herren aus dem Dritten Reich waren alle gleich ausgerüstet und eingekleidet, Rucksack mit Dynamitpatronen, Zündschnüren usw., eiserne Ration, braune Golfhosen. Sie wurden alle erwischt. Die Deutschen hatten uns mit ihrer systematischen Gründlichkeit die Arbeit wesentlich erleichtert.

Ein anderer Fall: Eine Gruppe von Deutschen hatte auf dem Stoos ob Schwyz eine Hütte gemietet und mit Sendern und Empfängern ausgerüstet, um von dort aus im gegebenen Fall das Niedergehen von Luftlandtruppen auf den sanft abfallenden Skifeldern des Fronalpstockes vorzubereiten. Die Herrschaften wären so mit einem Schlage im Herzen unseres Reduits und an der Gotthardroute gewesen. Aber auch im Lande Schwyz war man wachsam. Ein Geistlicher des Kollegiums Schwyz erstattete Anzeige bei der Bundespolizei, und die Leute wanderten hinter Schloss und Riegel.

An der Weihnachtsfeier 1942 unserer Gruppe baten wir einen Generalstabsmajor, uns eine kurze Ansprache zu halten. Er winkte ab: «Offiziere im Generalstab halten keine Reden, aber eines kann ich Euch heute schon sagen: Mit däne Pappellekepf gohts d Schyssgass ab.»

Unser Generalstab war über das, was sich in Stalingrad Ende 1942 abspielte, genau informiert. Er wusste, dass nicht nur General Winter, sondern die tapfere russische Armee den deutschen Eindringlingen eine entscheidende Niederlage beigebracht hatte, welche eine Wendung des Krieges bedeutete. Im Sommer 1942 hatte bereits der Ausgang der Schlacht von El Alamein unsere Herzen höher schlagen lassen. Der ungeheure Druck, welcher auf der eingeschlossenen Schweiz lastete, nahm etwas ab.

Nachwort

Am 31. März 1937 hatte ich meine Stelle als Leiter der Schweizerischen De-
peschenagentur (SDA) in Basel aufgegeben. Drei Gründe waren dafür mass-
gebend:

Mein Arzt hatte mir dringend zu einem Berufswechsel geraten, ich war mit
den Nerven vollständig herunter, nach 20jähriger intensiver journalistischer
Tätigkeit verbraucht; mein Medizinmann sah, wie gesagt, schwarz für mich.

Man hatte mir eine leitende Stellung in einem Privatbetrieb angeboten, die
materiell betrachtet sehr interessant war. Das war der zweite Grund.

Und der dritte: Meine Stellung innerhalb der SDA war, wenn nicht gerade
erschüttert, so doch schwer angeschlagen. Ich stand auf der Abschussliste der
deutschen Gesandtschaft. Wie sich der Leser erinnern wird, war ich schon
Ende 1933 im Zusammenhang mit meiner Berichterstattung über den Reichs-
tagsbrand-Prozess aus Deutschland ausgewiesen worden. Freiherr Sigismund
von Bibra, der in aller Stille als Nachfolger von Gustloff zum Gauleiter der
NSDAP der Schweiz ernannt worden war (mit diskreter Zustimmung des Bun-
desrates), hatte mich vorgemerkt, ich hatte es aus trüber, aber sicherer Quelle
erfahren. Ich hatte guten Grund anzunehmen (nicht zuletzt im Hinblick auf
meine etwas kuriose Auffassung von «Neutralität»), dass der Verwaltungsrat
der SDA einem eventuellen Druck aus dem Bundeshause nicht allzu lange wi-
derstanden hätte...

Die Versuchung, in die SDA zurückzukehren, trat noch einmal bei mich
heran, am Tage der Beerdigung von Direktor Dr. Lüdi, als mich der damalige
Verwaltungsratspräsident Pochon-Jent dazu bereden wollte. Der geistige Wi-
derstand hatte sich nach Abschüttelung der Lähmungserscheinungen des Jah-
res 1940 in der Schweiz wieder zu regen begonnen – nicht zuletzt dank dem
Rütli-Rapport!

Die Katze lässt das Mäusen nicht. Journalist sein ist weniger ein Beruf als
eine Berufung, und wer das feu sacré einmal in sich gefühlt hat, kann nie ganz
auf hören zu schreiben, auch wenn er über 70 Jahre alt wird. Dieses Buch ist
nichts anderes als die Frucht dieses inneren Zwanges.

Dass ich dieser Berufung leben durfte, hat mir viel innere Befriedigung gebracht. Gerade der Reporter weiss im Übrigen, wie problematisch es oft ist, das, was er miterlebt, zu werten. Er weiss zudem, dass er meist nur ein wenig mithelfen kann, die Zeitgeschichte auszuschnürceln. Gestaltet wird diese von vielen Kräften, vor allem von den Mächtigen der Erde. Und doch nimmt der Berichterstatte am Geschehen, das er beschreibt, besonderen inneren Anteil.

Ich habe erzählt, wie wir Völkerbundsjournalisten in den Gefilden Dr. Adenauers rheinische Liebeshwürdigkeit und vornehme Gastlichkeit genossen. Dass man auch als Journalist gerne einmal ausspannt und nur Gast ist, ohne schreiben zu müssen, habe ich nirgends so deutlich empfunden wie in Deutschland – wohl gerade deshalb, weil ich hier die Geburtswehen der Weimarer Republik aus der Nähe miterlebt habe. Noch sind mir die Tage des Spartakus-Aufstandes, als Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg wie tolle Hunde von den «Ordnungskräften» niedergeschossen wurden, schmerzhaft deutlich vor Augen.

Eine Zeit lang hatte es damals geschienen, als ob sozialer Fortschritt, Demokratie und Friede zu den zentralen Anliegen der Menschheit geworden wären. Die Leiden und Opfer des Ersten Weltkrieges waren an den Völkern nicht spurlos vorübergegangen. Die alte Donaumonarchie hatte sich in ihre völkischen Bestandteile aufgelöst. In Russland hatten die Bolschewisten das Ruder ergriffen, Kronen und Krönchen waren in den Sand gerollt. In den Nationen zeichneten sich Grundwellen sozialer Unzufriedenheit ab. Damit verband sich ein immer stärker zum Ausdruck kommender Antimilitarismus. «Nie wieder Krieg!» und «Das war der letzte Krieg!» tönnte es.

Am ehesten hat die seitherige Entwicklung manche soziale Postulate jener Zeit erfüllt. Allerdings zeitweise mit riesigen Rückschlägen, vor allem in der Wirtschaftskrise und in der Versklavung der Nichtdeutschen durch die Nazi.

Was die Demokratie betrifft, gab es zwar nach beiden Weltkrieges rund um die Erde zahllose Versuche, sie in bisher monarchisch oder autoritär geführten Staaten einzuführen. Fast alle sind aber gescheitert. Eine der wenigen Ausnahmen bildet der grössere Teil des heutigen Deutschland. In der Bundesrepublik ist dem neuen Anlauf nun immerhin schon eine zwanzigjährige Dauer beschieden gewesen. Gleichzeitig ist indessen das weltpolitische Gewicht zahlreicher Völker gewachsen, in denen die Demokratie noch kaum Chancen hat.

Auch eine alte Demokratie wie die schweizerische ist vor Krisen und Irrtümern nicht gefeit. Schaudernd denke ich an die blutigen Tage im November 1932 in Genf zurück. Wer die eigentliche Schuld an den schweren Zusammenstößen trug, darüber brachte auch der Nicole-Prozess keine Klarheit. Und wo blieben Recht und Rechtsgleichheit, wenn ein Attentäter auf einen russischen Diplomaten von Geschworenen in Lausanne freigesprochen und ein Attentäter auf einen deutschen Gauleiter von einem Gericht in Chur zu 18 Jahren Zuchthaus verurteilt, wurde?

Hie und da können so auch einem eingefleischten Basler und Eidgenossen leichte Zweifel an der Demokratie kommen. Und solche Zweifel mögen sich verstärken, wenn man bei gewissen Volksabstimmungen sieht, wie der Einsatz mächtiger Geldmittel den Willen des Volkes eigenartig beeinflussen kann.

Umso schwieriger ist es, in Völkern, bei deren herrschenden Schichten die demokratischen Reflexe nicht spielen, eine gute demokratische Ordnung einzuführen und am Leben zu erhalten. Und doch konnten alle meine Beobachtungen und Erfahrungen meinen Glauben an die Demokratie als einzige Staatsform, welche dem Menschen eine gewisse Sicherheit bietet, nie erschüttern.

Die Demokratien neigen auch eher zum Frieden. Oft sind sie freilich schwach gegenüber äusserer und innerer Gewalt. Manchmal erliegen sie selber dem Chauvinismus. Die nationalistische Welle, welche nach dem Ersten Weltkrieg einen eigentümlichen Kontrast zur pazifistischen Grundtendenz bildete, erfasste auch die französische Demokratie. Die Riesenkosten, welche durch den gewaltigen Materialaufwand und die Zerstörungen verursacht worden waren, sollten dem geschlagenen Feind aufgehalst werden. Der Versailler Vertrag widerspiegelte diese Bestrebungen und trug wegen seiner unerbittlichen Härten bereits den Keim für einen weiteren Krieg in sich.

Es bedurfte politischer Köpfe, um die Entwicklung in andere Bahnen zu leiten. Briand und Stresemann versuchten in Locarno 1925 einen Neubeginn. Sie waren beide von einem ehrlichen Willen zum Frieden beseelt. Beide wurden sie aber von den in ihren Ländern immer stärker werdenden politischen Extremisten immer mehr gehindert.

Was ihnen versagt blieb, wurde von Winston Churchill zwanzig Jahre später in Zürich beschworen und gelang nach weiteren zehn Jahren Robert Schuman und Konrad Adenauer: die deutsch-französische Annäherung, die im Freund-

schaftsvertrag ihre Krönung fand, dem Adenauer und de Gaulle zu Gevatter standen. In der Zwischenzeit hatten neue Ströme von Blut und Tränen gezeigt, wohin der andere Weg führte.

Auch was der russische Aussenminister Baron Tschitscherin, unterstützt von Litwinow, und Walter Rathenau, dieser geniale Staatsmann, in Rapallo ausgeheckt hatten, war mehr als nur Notwehr zweier degradierter Grossmächte. Es war ein Versuch, die Konstellation Europas mit Weitblick auf eine neue Grundlage zu stellen, die den tatsächlichen Kräften besser entsprach, und damit bessere Vorbedingungen des Friedens zu setzen.

Das unglückselige Gegenstück bildete der Vertrag zwischen Stalin und Hitler. Bevor er abgeschlossen werden konnte, musste der sture Molotow Litwinow ersetzen. Dieser hatte nicht vergessen, dass Hitler die Kommunisten grausam verfolgt und Göring die Sowjetregierung im Reichstagsbrand aufs Gröbste beschimpft hatte. Nichts hat Russland je soviel Unheil, Verluste und Verwüstungen gebracht wie die Unterschrift unter diesem Vertrag.

Dabei waren die Russen soeben noch jener Institution beigetreten, die Hitler verlassen hatte, um seine Angriffspläne ungehinderter verwirklichen zu können: dem Völkerbund. Dessen Gründung nach der Schaffung des internationalen Gerichtshofs im Haag war ein grossartiger erster Versuch, den Weltfrieden durch einen Ort der Aussprache und eine zugleich stärkere und entwicklungsfähigere internationale Rechtsordnung zu sichern. Diese barg die Möglichkeit, auf Rechtsbrecher einen Druck auszuüben und auch dann, wenn Verträge nicht genügten oder unanwendbar geworden waren, eine Verständigung herbeizuführen.

Auch dieser erste Versuch ist gescheitert. Wird der zweite Erfolg haben? Ist die Menschheit heute reif dafür und verfügt sie über die Staatsmänner, die einen dritten Weltkrieg verhindern können? Man kann es nur hoffen, muss es hoffen.

Dr. Maria Egg

Wegweiser für Eltern, Betreuer und Freunde
geistig gebrechlicher Kinder:

EIN KIND IST ANDERS

Mit Hilfe der Stiftung Pro Helvetia
stark verbilligte Ausgabe. Fr. 5.80

**ANDERE KINDER –
ANDERE ERZIEHUNG**

Ein zweites Werk der feinfühlenden erfahrenen
Heilpädagogin. 184 Seiten. Fr. 11. 50

Die Gründerin und Leiterin der Heilpädagogischen
Hilfsschule der Stadt Zürich beantwortet in diesen
Büchern aus ihrer langjährigen Praxis alle Fragen,
die sich Erziehern und Eltern von geistig gebrechli-
chen Kindern stellen.

Dr. med. Harry Joseph und Gordon Zern
DER ERZIEHUNGSBERATER

Die Behebung von Erziehungsschwierigkeiten vom
Kleinkind bis zu den Herangewachsenen

Mit einem Vorwort von Dr. med. Adolf Guggen-
bühl-Craig, Zürich.

Dr. Peter Vogelsanger

Pfarrer am Fraumünster in Zürich

EIN WEG ZUR BIBEL

Eine Hilfe zum Lesen und Verstehen
der Heiligen Schrift. – Fr. 6.40

Das Büchlein ist für alle jene bestimmt, die den Zu-
gang zu diesem zwar meistverbreiteten, aber viel-
leicht auch missverstandenen Buch der Welt bis
jetzt nur schwer oder gar nicht finden konnten.

**SCHWEIZER SPIEGEL VERLAG
ZÜRICH 1**

Dr. med. Christoph Wolfensberger
LIEBE JUNGE MUTTER

Die Betreuung und Erziehung von Kindern bis zu
zwei Jahren. – Fr. 5.40

Der Verfasser versteht, der jungen Mutter jene Zuversicht zu schenken, die nötig ist, um ihrer neuen Aufgabe gerecht zu werden. Er zeigt, wie Pflege- und Ernährungsregeln weder Mutter noch Kind versklaven dürfen.

Dr. med. Christoph Wolfensberger
WENN DEIN KIND TROTZT

Ein Wegweiser zur Überwindung von Erziehungsschwierigkeiten bei Kindern zwischen dem 3. und 6. Jahr. – Fr. 5.40
Der erfahrene Kinderarzt zeigt in dem neuen Werklein, wie die richtige Einstellung zu Trotzhandlungen und den sie begleitenden Umständen die Kinder vor späteren Schäden bewahrt, und die Erziehungsaufgaben der Eltern erleichtert.

Dr. med. Christoph Wolfensberger
ANTWORTEN

AUF UNBEQUEME KINDERFRAGEN

Eine Hilfe für Eltern zur sexuellen Aufklärung der Kinder bis zu den Pubertätsjahren. – Fr. 5.80
Aufklärende Gespräche über die Herkunft des Menschenlebens, Zeugung, Schwangerschaft und Geburt, gehören zu den unabdingbaren Erziehungspflichten der Eltern. Der Verfasser zeigt aus seiner kinderärztlichen Erfahrung, wann und wie die Gespräche zu führen sind.

Dr. med. H. und A. Stone
DER ARZT GIBT AUSKUNFT

Beantwortung aller Fragen des Geschlechtslebens
Mit Abbildungen. Gebunden Fr. 17.40
Dieses hilfreiche Handbuch der Ehe, verfasst von einem Arztehepaar, behandelt das Gebiet in 135 Fragen und Antworten umfassend, verantwortungsbewusst, zuverlässig und offen.

SCHWEIZER SPIEGEL VERLAG
ZÜRICH 1